

<36620189540017



Meister Putsch und seine Gesellen.

Meister Putsch

und seine Gesellen.

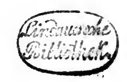
Ein helvetischer Roman

in sechs Büchern

von

Alfred Hartmann.

Zweiter Band.



Solothurn,
Verlag von Jent & Gaßmann.
1858.

Helvetia regitur hominum confusione et Dei providentia.

Viertes Buch.

1846.



Erstes Kapitel

Eine Regierung Nr. II.

Es geht den Demokratieen mit ihren Regierungen, wie den Hirschen mit ihren Geweihen. Sie stoßen sie von Zeit zu Zeit ab, damit kräftigere nachwachsen können. Zuweilen fallen dieselben von selbst ab, zuweilen müssen sie abgeputscht werden.

In dieser Periode des Hörnerwechsels befand sich nach den mißlungenen Freischaarenzügen der größte Kanton der Eidgenossenschaft. Mochte das Geweih noch so stolz auf der Stirn des edlen Wildes sitzen, es mußte weg; denn schon drückten die jungen Sproßen, die Keime des neuen Geweihes, von innen heraus. Freilich ist ein solcher Hörnerwechsel sowohl für den Hirschen als für die Republik eine Zeit der Unruhe und des Unbehagens.

Für jene sprossenden Geweihe am Staatsschädel, welche die alten allmälig lockern und end-

lich abstoßen, hat man in der Schweiz einen besondern Namen. Man nennt sie „Regierung Nr. II.“

Nachdem des Schultheißen Neuhaus Thron durch die publizistische Artillerie, welche der verbannte Staatsrechtslehrer von seinem raurachischen Asyl aus meisterlich kommandirte, in seinen Grundvesten erschüttert, — nachdem der Nimbus des Stuhlmeisters des schweizerischen Liberalismus von den journalistischen Dorfbarbieren, welche das Schweizervolk wöchentlich ein paar Mal einseiften, gründlich wegrasirt worden war; oktroirte sich auch der Bärenrepublik eine Regierung Nr. II.

Das Rathhaus Nr. II. war ein Gasthof zweiten Ranges, wo die Führer der radikalen Opposition, die Häupter der „Freischaarenpartei“, die Tonangeber der „jungen Schule“ oder wie sie sonst geheißen wurden, einen politischen Klub oder sogenannten „Leist“ gründeten, der den Namen des Hauses erhielt, in welchem er sich versammelte. In diesem Leist wurde der Operationsplan gegen Neuhaus und seine Anhänger berathen, von hier aus erhielten die vom Barrikadenprofessor organisirten „Volksvereine“ Ordres und Losungswort. Da kehrten die Unzufriedenen vom Lande ein, welche Dienstags den Vieh- und Kornmarkt be-

suchten. Da war nicht minder das Hauptquartier der malcontenten Radikalen der Stadt.

Treten wir als unsichtbare Ehrenmitglieder einen Augenblick in das Sanctissimum des „Leists", in das Zimmer wo der Ausschuß der Volksvereinssektion Bern, die eigentliche Regierung Nr. II., ihre Sitzungen hält.

Neben dem Freischaarenkommandanten führt ein junger Mann das große Wort, welchen — trüge er die Mappe unter dem Arm und das farbige Band um die Brust — man für einen Studenten hätte halten können. Ein blondes Schnurrbärtchen keimt auf seinen Lippen; seine kaum erreichten fünf Fuß, fünf Zoll könnten uns vermuthen lassen, daß er noch ein paar Finger breit wachsen sollte; aber der sichere Blick der blauen Augen, der Ernst, der auf der stark entwickelten Stirne sitzt, scheinen uns zu sagen, daß etwas mehr als Leichtsinn und Muthwille in diesem jugendlichen Kopfe stecke. Wenige Monate später und der dreiundzwanzigjährige Agitator ist Finanzminister des reichsten Kantons der Schweiz und studirt auf praktischem Wege Staatswissenschaft und Nationalökonomie, wofür die Republik das Lehrgeld bezahlt. Es ist zwar etwas theuer, aber nicht umsonst ausgelegt, denn wenige Jahre

nur und wir sehen denselben kleinen Blondin, nun ein ausstudirter und durch gemachte Erfahrungen kluggewordener Staatsmann, zum Stolze seines Heimatskantons, als Präsident des Bundesrathes an der Spitze der Eidgenossenschaft.

Blicken wir weiter. Unser Auge fällt auf einen bärtigen Burschen, dessen unkultivirtes Aeußeres gegen den schwarzen Cilinder und den sauber-gebürsteten Rock seines Vorgängers sehr stark absticht. Und dennoch ist er der Pollux, der Schatten des Blondins. Manches Jahr werden ihre Namen miteinander genannt werden, wie die Firmen zweier associirter Kaufherrn oder Fabrikanten. Sie ergänzen sich gewissermaßen gegenseitig. Der mit der Freischaarenkappe über der unrasirten Phisionomie und dem grünen Schützenrock, dessen Ellenbogen sich auf den Wirthstischen abgerieben haben, hat das Departement der Wirthsstube; sein letztes und entscheidendes Argument ist ein tüchtiger Schlag mit der Faust auf den Tisch, wobei Gläser und Flaschen erschreckt zusammenfahren; an ihm ist's, an den Markttagen die Bauern in den Schenkkellern für die gute Sache zu gewinnen. Auch dieser Mann ist noch sehr jung und erst im Beginne seiner politischen Carriere; aber in ganz kurzer Zeit schon werden wir ihn — freilich durch

den Schneider und den Haarkünstler um ein namhaftes civilisirt — als Vorsitzer des gesetzgebenden Rathes seines Kantons finden.

Eine andere Gruppe zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Zwei junge Leute mit langen Pfeifen und in Hembärmeln sitzen, jeder hinter einem Humpen Bier, einander gegenüber. Vor ihnen steht ein Herr mit weißer Halsbinde, dessen unversieglich scheinender Redequell eine in eigenthümlich weinerlichem Tonfall und fremdartigem Deutsch vorgetragene Predigt hervorsprudelt, welcher die beiden Biertrinker jedoch nur mit halbem Ohre lauschen. Einer von den Dreien ist ein Pfarrer. Gestehe, geneigter Leser, daß du auf den Redner mit der weißen Halsbinde räthst.

Fehlgeschossen!

Der weinerliche Prediger ist ein bekannter philantropischer Buchhändler und Journalist. Der Pfarrer ist einer von denen in Hembärmeln und langen Pfeifen, — freilich der vielgenannte Freischaarenpfarrer, der — ein zweiter Zwingli — am 31. März 1845 gegen die Papisten und Jesuiten zu Felde zog — jedoch nicht, wie jener bei Kappel, ein Blutzeuge wurde, sondern mit vielen andern bei Malters gefangen und endlich losgekauft ward. Du erkennst ihn an der schwarzen

Weste und der rasirten Oberlippe. Der andere, — es ist auch noch nicht lange her, daß er sich studirenshalb in Heidelberg aufhielt, ist der prädestinirte Unterrichtsminister, wenn einst die Regierung Nr. II. zur Regierung Nr. I. geworden sein wird.

Dieß ist der eigentliche Kern der jungen Schule. Aber auch ältere Männer, die längst der Schule entwachsen sind, treffen wir an.

Der rathsherrenmäßig gekleidete, glattrasirte, mit dem blondgrauen, üppigen Haarwuchs und der Brille ist nicht nur Mitglied der Regierung Nr. II., sondern auch von Nr. I. Es ist ein Jünger Aeskulaps, der jedoch lieber die kranke Menschheit als kranke Menschen kuriren möchte und als Minister des Innern mit Vorliebe und Virtuosität statistische Tabellen anfertigt; nebstdem bekämpft er mit anerkennenswerther Ausdauer schon seit Jahren eine sehr gefährliche Wassersucht, welche sich in einem gewissen Körpertheil unsrer Mutter Helvetia entwickelt hat, — leider ohne bis jetzt den gewünschten Erfolg zu erzielen. — Jenes erdfarbene, pockennarbige Gesicht gehört einer juristischen Größe, welche vom Diktator beleidigt, in's Lager der Verschwörer hinübergegangen ist. — Der lange Mann mit dem hohen schmalen

Habsburgerkopf ist des Freischaarengenerals Landsmann, Freund und Waffengefährte.

Uebersehen wir die feinwitternden Ratten, welche das vom Schicksal zum Sinken bestimmte Schiff verlassen haben, um sich auf dem neuen, das hier auf der Werfte liegt, haushäblich niederzulassen und werfen nur noch einen kurzen Blick auf unsern Freund, Fritz Waldmann, der keineswegs der Geringste ist in Israel, sondern mit dem Freischaarenkommandanten und dem kleinen Blondin eifrig die leitenden Grundsätze bespricht, die der neuen Verfassung des Kantons — die Agitatoren bezwecken nicht nur einen Personen-, sondern einen Systems-Wechsel — zum Eckstein dienen sollen.

Die Demokratie, die Souveränität des Volkes, soll kein leeres Wort mehr sein wie bisher, sondern bis in ihre äußersten Konsequenzen praktisch durchgeführt werden; — hierüber ist man einverstanden. Aber der unrasirte Brutus des blonden Cassius ruft spöttisch herüber: „mit dieser Phrase lockt ihr keinen Hund vom warmen Ofen, geschweige denn das Volk zu den Urversammlungen. Wollt ihr dem Thron, auf dem sich unser Schultheiß so breit macht, die Beine durchsägen, damit er eines kühlen Morgens un-

versehens überpurzle um nimmerwieder aufzustehen, so müßt ihr die Sache anders angreifen."

Die Andern sahen ihn fragend an.

„Den Oberländern mit den überschuldeten Matten müßt ihr eine Hypothekarbank versprechen, die für jeden Geld hat um niedern Zins. Den Seeländern stellt die Entwässerung ihrer Sümpfe in Aussicht. Den Emmenthalern helft von ihren Armentellen. Den Oberaargauern, welche die großen Düngerhaufen vor den Häusern stehen haben, müßt ihr Zehnten und Bodenzinse schenken; und ruft den Jurassiern ihren Oconnell wieder zurück, welchen Neuhaus in die Verbannung schickte." —

„Schenken wir den reichen Bauern den Zehnten, so gewinnen wir damit die große Masse der Wähler, welche höchstens einen Erdäpfelacker besitzen, noch lange nicht", — wurde eingewendet.

„Die läßt man durchblicken", erwiderte der Unrasirte, „daß in Zukunft Keiner mehr als achtzig Jucharten Land sein eigen nennen dürfe; der Ueberschuß werde dann getheilt."

„Das ist ja der proklamirte Communismus", — rief Fritz.

„Geht mir doch mit euern Kunstwörtern", — entgegnete der Andere. „Ich bin vom Grundsatz:

helf' was helfen mag. Ihr aber seid Gelehrte und keine praktischen Leute, wie man sie haben muß, um Revolution zu machen." Stand brummend auf und ging in die Gaststube hinunter, wo eine Anzahl Marktbauern versammelt waren. Fing einen Diskurs über Zehnten, Hypothekarbank und Aufhebung der Armentellen an, — ein zweiter Absalon vor den Thoren.

Es ist nicht Sitte der Bauern, die des Dienstags den Berner Kornmarkt befahren, heißhungrig auf solchen gebratenen Speck loszustürzen und ihn blindlings zu verschlingen, so gut er auch riecht. Aber daran zu naschen, ihn zu wenden und zu beschnüffeln, den Bissen nach Hause zu tragen und am Ende, trotz des Angels, der darin steckt, doch zu verzehren, — dessen konnten sich die Kornhamster, mit denen der schlaue Demagoge zu thun hatte, doch nicht erwehren.

Zweites Kapitel.

Holdergrith.

Von den Männern, die im „Leist“ daran arbeiteten, eine neue Verfassung auf die breiteste demokratische Grundlage zu stellen und sich dabei hauptsächlich auf die Mündigkeit des Volkes beriefen und auf das Licht der Aufklärung, welches die Massen durchdrungen habe, wußte wohl schwerlich einer oder dachte doch mindestens nicht daran, daß in einem der freisinnigsten und aufgeklärtesten Landestheile die Holdergrith wohne, von welcher der Souverän auf Verlangen eidlich beschworen, sie könne mehr als Brod essen.

Holdergrith war ehmals Wehmutter gewesen, aber noch zur Zeit der Landvögte, die auf eigene Faust aufgeklärt waren, wegen allerlei Geschichten in ihren Funktionen eingestellt worden. Sie wohnte nicht im Dorfe Matstetten aber doch in dessen Nachbarschaft, an einem ziemlich abseits gelegenen Plätzchen, am Rande des Waldes in einer alten baufälligen Hütte. Trotz der versteckten Lage ihrer

Wohnung hätte doch ein Blinder den Weg zu ihr gefunden. Es verbreitete sich nämlich rings um dieselbe viele hundert Schritte im Umkreis ein ganz eigenthümlicher Duft. Dieser Duft rührte von den aromatischen Kräutern her, welche die Holdergrith in großen Quantitäten sammelte, dörrte und aufbewahrte. Da sah man auf großen Tüchern ganze Massen von Hollunderblüthe liegen, welche einen durchdringenden, bisamartigen Geruch verbreiteten. Hohe Leinwandsäcke waren mit kleiner und großer Kamille vollgestopft. Auf dem Boden unter dem Dach lagen ganze Körbe von Pfeffermünz zum Tröcknen ausgebreitet. An der Mittagsfronte der Hütte auf einem Laden, der jedoch von der Hand eines gewöhnlichen Menschen nicht erreicht werden konnte, standen mehrere Strohflaschen, in welchen verschiedene Kräuter, Blüthen, Wurzeln und andere Gegenstande im Branntwein digerirten, z. B. die Blüthenblätter der weißen Lilie — ein probates Mittel gegen Brandwunden —, Wermuth - vortrefflich gegen Magenweh und Bauchgrimmen –, Waldameisen — gut gegen Augenschwäche —, Erdbeeren — womit die Sommersprossen vertrieben werden können — —. Neben der Thür der Hütte wuchs ein gewaltiger Strauch, der den unvor-

sichtigen Landmädchen wohlbekannte juniperus sabina, welcher mit seinen schwarzgrünen Zweigen bis über das niedrige Strohdach hinausragte.

Im Amtsbezirk, wo Holdergrith wohnte, waren mehrere examinirte und patentirte Aerzte niedergelassen; aber das Kräuterweib hatte, obwohl bloß ein schlechter Fußweg zu seiner Hütte führte, mehr Zulauf als sämmtliche Herren Doktoren zusammengenommen. Zuweilen, wenn etwa gerade eine Krankheit regierend war, ging es schon früh Morgens wie eine Prozession zur versteckten Waldhütte, — jedoch nicht etwa die Kranken selbst, sondern ihre Abgesandten. Die meisten trugen ein Fläschchen mit dem Wasser des Patienten. Die Holdergrith nahm einen Besuch nach dem andern an, hörte auf Alle, frug, forschte und rüstete unterdessen für jeden ein Päckchen ihrer Kräuter, von welchen entweder der Abguß getrunken oder die in ein Bündelchen genäht auf der Magengrube getragen werden mußten. An finstern Abenden kam dann auch zuweilen ein Mädchen mit verweinten Augen und klopfte scheu am niedern Fenster. Für diese Patienten wurde gewöhnlich der Sävienbaum vor der Thür einigen seiner Zweiglein beraubt.

Der geneigte Leser darf sich die Holdergrith nicht etwa vorstellen gleich der Zigeunermutter in der Preziosa. Auch würde er derselben sehr Unrecht thun, wenn er sie für eine zerlumpte triefäugige Wetterhexe halten würde. Sie war sehr ehrbar und anständig in der Landestracht gekleidet, schwarz und weiß mit Ausnahme der Schürze von dunkel- und hellblau gestreiftem Leinenzeug; und ihr graues Haar war von jener stets mehr verschwindenden originellen Haube beschattet, welche hinten am Kopf sitzend, das Haupt der Trägerin mit einer breiten Aureole von schwarzen Pferdehaarspitzen umgibt. Das einzige Verdächtige an ihr war die spitze Nase und der stattliche Hahn mit dem feuerrothen Kamm, der zur Winterszeit in der Stube auf der Ofenstange, zur Sommerszeit auf der First der niedern Strohhütte seinen Stand hatte und als ein wachbarer Herold jeden Besuch mit einem lautschmetternden „Kikeriki" der Herrin zum Voraus verkündete.

Es war ein schöner Herbstnachmittag. Holdergrith war emsig beschäftigt, ihre Kräuter zu sonnen, welche einen fast betäubenden Geruch rings um die Hütte verbreiteten. Da rief der Wächter von der Dachfirst herunter „Kikeriki" und schlug mit den Flügeln. Holdergrith warf einen Blick

auf den Fußpfad, der zu ihrer Hütte führte, worauf ein schmunzelndes Lächeln um ihren Mund und ein vorübergehendes Alpenglühen auf ihrer Nasenspitze sichtbar wurde.

Der verkündete Besuch war niemand geringeres als die Müllerin von Matstetten, Dragonerruedis Mütterlein, einer der ältesten und besten Kunden der Kräuterfrau; denn fiel in der Mühle eine Kuh oder ein Pferd, ein Knecht oder eine Magd krank, so schickte man nicht etwa zum „Vieh- oder Leutedoktor", sondern zur Holdergrith, welche nach der Ansicht der Müllerin hundertmal bessern Bescheid wußte, als die studirten Herren, die ihre Weisheit doch nur aus Büchern hatten.

Die beiden Weiber begrüßten sich auf das Freundschaftlichste mit allen weitschweifigen Höflichkeitsbezeugungen, die auf dem Dorfe unerläßliche Etikette sind, — und mit gewissenhafter Berücksichtigung der Rangverhältnisse: die reiche Müllerin mit herablassender Freundlichkeit, das Kräuterweib mit pflichtschuldiger Deferenz. Endlich ward die Besucherin in die Stube hinein genöthigt, wo sie ihr Armkörbchen aus geschälten Weiden öffnete und ein Säckchen mit feinem Mehl, ein Pfund frische Butter und ein Dutzend Eier

herausnahm mit den Worten: „ich habe dir etwas gebracht, damit du wieder einmal küecheln kannst.“ — „Das hätt' si nüt brucht“, — entgegnete gemäß den Vorschriften der ländlichen Anstandslehre die Holdergrith. Es sei jedenfalls viel zu viel und der seltene Besuch wäre ihr ohnedieß willkommen gewesen. Nun wolle sie aber gleich einen Kaffee machen für den werthen Gast. Die Müllerin protestirte. „Du schämst dich wohl, von mir etwas anzunehmen“, — wurde replizirt und so jeder fernere Widerstand von vorneherein niedergeschlagen. Holdergrith ging in die Küche, machte Feuer an, kochte einen Kaffee und buck einen Eierkuchen dazu.

Das Kräuterweib erhielt sehr viele Besuche, welche Mehl, Butter, Eier oder auch andere nützliche Dinge zum Geschenke brachten. Aber es war weit entfernt, bei jedem derselben sich selbst in Unkösten und seine Kaffeekanne über das Feuer zu setzen. Mit der Müllerin mußte es seine besondere Bewandtniß haben, das konnte man aus Holdergrith's schlauem Lächeln errathen, als sie unbelauscht in der Küche Mehl, Eier und Milch zu ihrem Eierkuchen durcheinanderrührte.

Es gehört keineswegs zur ländlichen Höflichkeit mitzuessen, wenn man einem Gaste etwas

vorsetzt. So saß denn nach einer Weile die Müllerin allein hinter ihrem dampfenden Schüsselchen und dem goldgelben Pfanndotsch, während Holdergrith, aus bescheidener Entfernung zuschauend und nöthigend, auf den Ofenbank saß.

„Warum ich eigentlich gekommen bin, das ist wegen meinem Ruedi", — sprach endlich die Müllerin. — „Er mag nicht mehr essen und kann nicht mehr schlafen", — fiel ihr die Kräuterfrau in's Wort. Die Vorliebe des jungen Müllers für das Geistige, nämlich in Getränkform, war in der ganzen Gegend längst ein öffentliches Geheimniß. — „Wie kannst du das schon wissen?" — „Der kleine Finger hat mir's gesagt", — entgegnete Holdergrith ausweichend.

„So weist du auch, daß es von der Liebe kommt" — sprach die bekümmerte Mutter, — „und daß des Schloßbauern Bäbeli es ihm angethan hat." —

„Das ist wohl gar eine kleine Hexe, welche geheime Künste treibt. Lebten wir noch in der guten alten Zeit, man hätte ihr an den Leib können, heut' zu Tag glaubt man aber an nichts mehr, besonders die Herren, welche befehlen, und dein armer Bub wird ungestraft verhext." — Auf diese Worte, welche die Kräuterfrau mit ver-

steckten Hohn sprach, erwiderte die Müllerin gutmüthig: „Wenn das Bäbeli am Ende nur etwas vom Ruedi wissen wollte! Es soll ein gar braves Mädchen sein. Wegen der Vornehmheit wollte ich am Ende noch ein Auge zudrücken. Aber denke, es mag ihn nicht!“ — „Und ist der Ruedi doch der reichste und schönste Knab' Land auf und ab, nach welchem die stolzeste Bauerntochter die Finger bis zum Ellenbogen lecken würde,“ — fügte die Holdergrith bei, als wäre sie das getreue Echo der innern Stimme der Müllerin.

Diese blickte verstohlen und ängstlich im Zimmer umher und nach den rauchgebräunten Brettern, auf denen in wunderlich geformten Flaschen und Büchsen die Apotheke des Kräuterweibes aufgestellt war, und sprach dann mit gedämpfter Stimme: „gib mir Etwas, das entweder die Liebe löscht bei meinem Ruedeli oder sie bei des Schloßbauern Tochter pflanzt.“

„Was fällt dir ein, Müllerin! Das ist ein mißliches Ding, wofür unsereine am Ende noch in die Spinnstube oder in's Raspelhaus gesteckt würde.“

Die besorgte Mutter ließ jedoch mit Bitten, Versprechungen und Geloben unverbrüchlicher Verschwiegenheit nicht ab, bis Holdergrith endlich eine

Flasche mit dickem rundem Bauch und langem Hals vom Brett herunter holte, welche eine schöne rosenrothe Flüssigkeit enthielt.

Liebe zu löschen verstehe sie auch, sagte sie; es sei aber ein mißliches Ding, da zuweilen das Herz darob zusammenschmorre wie ein Apfel, der während dem Winter am Baume hangen geblieben sei. In dieser Flasche befinde sich aber der wahre Trank, der Liebe pflanze. Der Ruedi solle sie zu sich stecken, wenn er zu des Schloßbauern Tochter gehe. Bringe er ihr das erste Mal mit Güte nur einen Fingerhut voll bei, so sei der Handel schon gewonnen. Zum zweiten Mal werd' sie's schon lieber nehmen. Zum dritten Mal müßten dann die beiden jungen Leutchen die Flasche miteinander leeren, aber hübsch selbander, ohne daß Jemand etwas davon sehe oder merke. Dazu müsse der Knabe mit der Linken des Mädchens Linke halten und ihm zu dreien Malen drei Mal mit der Rechten ganz leise den Rücken streicheln. Sie setze ihren ehrlichen Namen gegen ein vertschuptes Chuderbützi, es würden keine sechs Wochen vergehen, so mache sich das Paar auf den Weg zum Pfarrer, um die Hochzeit verkünden zu lassen.

Was die erfreute Müllerin in dem Weiden-

körbchen nach Hause trug, in welchem Mehl, Butter und Eier hergewandert, war jener stark-gezuckerte mit Vanille gewürzte und mit Cochenille gefärbte Spiritus, den die Apotheker und Conditoren unter dem lieblichen Namen «parfait-amour» verkaufen. —

Drittes Kapitel.

Der Familienrath.

Mit Theophil von Matstetten war eine absonderliche Verwandlung vorgegangen. Eines schönen Morgens war er in seinem väterlichen Schlosse angelangt mit einem Barte, der einem Wühlhuber Ehre gemacht hätte. Der junge Herr, den man sonst kaum anders als im Cylinder und in Glaceehandschuhen hatte ausgehen sehen und der nur Papier-Cigarretten geraucht hatte, der stieg nun mit der Mütze auf dem Kopf und dem Pfeifenstummel im Mund herum. Der alte Gärtner-Joggeli, der zugleich den Dienst als Kammerdiener versah, behauptete sogar, ihn einmal überrascht zu haben, als er vor dem Spiegel eine blaue Blouse probirte. Sehr häufig ließ er die beiden Füchse, die im Schloßstall das Gnadenbrod fraßen, vor den — zwar etwas altmodischen — Phaeton spannen und machte geheimnißvolle Ausfahrten.

Der Junker Oberherr wählte zu Besprechungen

über intime Familienangelegenheiten gewöhnlich die Stunde des gemeinschaftlichen Frühstücks. Er liebte es, solchen Unterhaltungen den Stempel einer gewissen förmlichen Feierlichkeit aufzudrücken und ihnen den Namen „Familienrath" zu ertheilen.

„Mein Sohn", — begann er eines Morgens, nachdem Mathilde mit gewohntem graziösem Anstand ihr Amt verrichtet, nämlich die Tassen gefüllt hatte, — „du bist der Familie einige Aufschlüsse über dein jüngstes Betragen schuldig. Es fällt der Familie unangenehm auf, daß du in neuerer Zeit dich mit Leuten familiär machst, die tief unter deinem Stande sind und Orte frequentirst, wo sich junge Leute von gutem Hause nicht blicken lassen sollten."

Theophil erröthete leicht und erwiderte dann mit einiger Verlegenheit: „Beruhigen sie sich, Papa! Ich weiß, was ich meinem Range schuldig bin und obwohl ich mich jetzt dem Volke mehr nähere, als sonst, so brauchen Sie deßhalb nicht zu fürchten, daß ich mich encanailliren werde."

Der Junker Oberherr sagte nach einer Pause mit Nachdruck: „deine Vorfahren, mein Sohn, die Herren von Matstetten, haben sich nie vom Volke fern gehalten; sie lebten stets mitten unter

ihm als seine natürlichen Rather und Führer. Der Bauer, dem sie die Hand schüttelten, fühlte sich emporgehoben. Du aber, der du so lange das Volk geflohen, stürzest dich nun köpflings in den Schlamm, wo sich der Pöbel wälzt."

„Andere Zeiten, andere Sitten", — antwortete Theophil. „Man muß mit den Wölfen heulen. Wer heute etwas bedeuten will, muß die Stimmen der Masse für sich haben und die Masse will geschmeichelt sein. Einmal oben, läßt man sie den Absatz um so schwerer fühlen."

Der alte Herr schüttelte mißbilligend den Kopf mit den dichten krausen schneeweißen Haaren. „Du willst ein Demagoge werden und über die Schultern des blinden Haufens emporklettern? Und einmal oben, willst du der Leiter, auf der du emporgestiegen, einen Fußtritt geben? Das ist falsches Spiel, mein Sohn, das ist unwürdig eines Matstetten und eines ächten alten Berners. Das will ich nicht von dir glauben."

Die Chanoinesse, welcher bei diesen Familien-Concilien schon längst eine berathende Stimme eingeräumt worden war, beeilte sich zu Gunsten ihres Lieblings das Wort zu ergreifen. «Monsieur Theophile hat recht", — sagte sie lebhaft und schüttelte dazu die grauen Locken ihres Tituskopfes.

«Rappelez vous was einst hier gesagt hat der gnädige Herr Prälat: das Volk sei gut, c'est-à-dire jenes, welches nicht kann lesen und schreiben; — die Demokratie sei gut, c'est-a-dire die Demokratie à notre façon. Wir wollen den Feind mit seinen eigenen Waffen schlagen". — „Und einmal von des Volkes Gnaden regieren, wenn es von Gottes Gnaden nicht mehr geht", — setzte Theophil bei. — „Und für die Ehre, in einem revolutionären Großen Rathe sitzen zu dürfen, unsern heiligsten Grundsatz unter den Tisch werfen, den Grundsatz der Legitimität und des Rechts", — schloß der Oberherr von Matstetten bitter.

«Laissez moi faire», antwortete der Stammhalter. „Ich werde nicht vergessen, daß meine Ahnen Herren von Matstetten waren und meine souveränen Wähler eigentlich meine Unterthanen sein sollten, von denen ich Zinseier und Zinshühner und wer weiß was sonst noch zu reklamiren das Recht hätte. Ich werde Titel und Briefe wohl verwahren." —

Mathilde hatte sich bis dahin nicht in die Diskussion gemischt. Jetzt konnte sie sich nicht enthalten, etwas boshaft einzuschalten: „es wäre doch kein so übler Gedanke, einmal das Adelsdiplom der Matstetten öffentlich und feierlich als

Fidibus zu gebrauchen, wenn man mit den edlen Schnappsern des Bezirks Brüderschaft trinkt und Wähler wirbt, die Stimme um so und so viele Maaß Wein. Ein wahrer Geniestreich, sich populär zu machen!"

Theophil wurde krebsroth und ernstlich böse.

„Nur nicht gestichelt, ma chère sœur! Ich bin nicht bei Laune, mir Sottisen von gewissen Damen sagen zu lassen, welche es nicht unter ihrer Würde halten, Huldigungen von ihren Pächterssöhnen anzunehmen."

„Jetzt röthete sich auch Mathildens elfenbeinerne Stirn. Nachdem sie dem Bruder einen Blick zugeworfen, vor welchem derselbe sein Auge unwillkürlich in die vor ihm stehende Tasse versenken mußte, schlug sie die Arme übereinander und wandte sich mit folgender Rede an den erstaunten Vater:

„Theophil meint Fritz Waldmann, — er beschuldigt mich, ich lasse mir vom Sohn unseres Schloßhans die Cour machen. Dieß veranlaßt mich, nicht etwa ihm, sondern Ihnen, Papa, offen und unverholen mich zu erklären. Ich bin, wie Ihr wißt, mein Vater, in der Landeinsamkeit aufgewachsen; ich bildete mir den Geist und Charakter nicht an der Welt, sondern an den Dichtern.

Junge Männer lernte ich wenige kennen, — die Freunde meines Bruders. Achten lernte ich sie nicht. Ein dünner äußerer Firniß deckte an ihnen innere Rohheit und Liederlichkeit. Hinter ihrem Hochmuth und Dünkel verbarg sich Feigheit und Schwäche. Einige angelernte Phrasen mußten den hohlen leeren Köpfen als Maske dienen. Außer diesen jungen Herren meines Standes sah ich noch zuweilen Fritz Waldmann, meinen Spielkameraden, als wir Kinder waren. Was kann ich dafür, daß er mir besser gefiel, daß er dem Ideale, das ich meinen Dichtern verdanke, besser entspricht, als jene jeunesse dorée?"

«Une mésalliance», — rief die Chanoinesse aus mit dem wohllüstigen Schauer, womit gewisse Leute ein gräßliches Unglück oder ein haarsträubendes Verbrechen in der Zeitung lesen. — „Da wird die Familie auch ein Wort dazu reden wollen, bevor es geschieht", — setzte Theophil höhnisch bei. Der Oberherr sprach nichts, sondern warf nur einen fragenden ungläubigen Blick auf seine Tochter.

Da stand Mathilde von ihrem Platze auf und ging ihrem Vater mit heiterer Ruhe einen Kuß auf die Stirne zu drücken. Dann kehrte sie auf ihren Stuhl zurück und sagte mit feinem Lächeln:

„Fritz Waldmann ist und bleibt also bis auf weiteres mein Männerideal, mein Romanheld, wenn Sie wollen. Aber eine Mesalliance gibt es deßhalb doch nicht, meine gute Chanoinesse. Ich habe zu viel aristokratische Angewöhnungen, als daß ich mich entschließen könnte, meine Gobelinstapeten zu verlassen, um sie mit den niedern dumpfen Stuben der Schloßscheuer zu vertauschen. Ich bin aber auch zu stolz, mein Männerideal aus dem Pächterhaus in's Schloß hinaufzuführen, um mitanzusehen, wie mein Bruder Theophil und die gute Chanoinesse und die lieben Tanten alle und die Vettern und Cousinen über die Schulter nach ihm blicken und die Nase rümpfen würden, ob dem eingedrungenen Plebeier. Und zudem zähle ich ja, wie Sie Alle wissen, nicht viel weniger als dreißig Jahre. Nicht wahr, wir verstehen uns, cher papa?" —

Der alte Herr reichte der Tochter die Hand: „Schade, daß du nicht vor fünfzig Jahren fünfundzwanzig warst, du alte Bernerin! So wirst du dich schon in das Schicksal ergeben müssen, eine alte Jungfer zu bleiben. Für dieses verkommene Geschlecht bist du zu gut."

„Gratulire zum guten Vorsatz", — rief Theophil, welchem beifiel, daß die halben Thaler seiner

einstigen Erbschaft sämmtlich zu Thalern würden, wenn seine Schwester eine alte Jungfer bliebe. Hierauf ergriff er Mütze und Stock und verließ, um fernern unangenehmen Erörterungen mit dem gestrengen Herrn Vater auszuweichen, das Zimmer.

Die Chanoinesse, die ihre emanzipirte Schülerin, welche sich so viel mit Dichtern beschäftigte und zwar gar noch mit deutschen Dichtern, längst schon insgeheim für eine Romanennärrin angeschaut hatte, wurde durch den heutigen Auftritt und Mathildens sonderbare Erklärung in ihrer Ansicht noch bestärkt. Der alte Herr aber ging noch einige Male in tiefe Gedanke versunken im Speisesaal auf und nieder und sagte dann: „wir beide, Mathilde, wollen zusammenhalten und ausharren."

Viertes Kapitel.

Der neue Fellenberg.

Theophil sah allmählig wohl ein, daß er seine Popularität noch auf einem andern Felde sich einzusammeln bemühen müsse, als blos in den Dorfschenken. Die Anhänger, die er sich hier gewann, waren sehr unzuverlässig; wer konnte garantiren, daß nicht ein Nebenbuhler und Gegencandidat noch mehr Wein und Schnapps spendiren würde? Wollte er seinen Zweck erreichen, der zunächst darin bestand, bei den nächst bevorstehenden Wahlen in den Großen Rath gewählt zu werden, so mußte er sich noch andere Freunde zu erwerben wissen. Aber wie das Ding angreifen? Da kam ihm eines kühlen Morgens beim Durchlesen eines Zeitungsblattes ein Name unter die Augen — Fellenberg. Ein kühner Gedanke wurde in seinem Hirn geboren. Er sprach zu sich: Ich will ein Agronom werden und einen landwirthschaftlichen Verein gründen.

Der Erbe von Matstetten wäre wahrscheinlich in Verlegenheit gekommen, wenn man ihn gefragt hätte, was an einem Pflug Schaar, Sech, Riester oder Sterz genannt werde; auch hätte er kaum zu unterscheiden gewußt, ob ein Saatfeld mit Waizen oder mit Roggen bestellt sei; die große Frage, ob er Kamtschakahafer von Hymalayagerste hätte unterscheiden können. Um sich einige Kenntnisse über diese Gegenstände zu verschaffen, ließ er sich die neuesten Nummern einer Anzahl landwirthschaftlicher Zeitschriften aus der Stadt kommen.

Der größte Theil des Inhalts dieser Zeitschriften war zwar für Theophil reines Böhmisch. Um so mehr interessirten ihn die kurzen Notizen, die als Ausfüllsel hinten beigedruckt waren über die neuesten in England, Amerika und andern fernen Ländern gemachten Erfindungen und Entdeckungen. Da ward von Dampflügen erzählt, womit man zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang einen ganzen Amtsbezirk hätte umackern können, — von Säe-, Mäh- und Dreschmaschinen, welche die ganze Landwirthschaft, von dem Moment an, da das Korn in den Boden gebracht wird, bis zu jenem, da man es verzehnfältigt in die Mühle führt — ein Cyklus von Arbeiten, die dem Bauern so

manchen sauern Schweißtropfen kosten — zu einem wahren Kinderspiel machen. Nicht minder war von den wunderbaren Wirkungen des Guano die Rede. Fast am meisten frappirte ihn jedoch ein äußerst einfacher Melkapparat, der in Amerika erfunden worden war und mittelst welchem ein einziger Mann innert einer Viertelstunde eine ganze Heerde der Milch entledigen konnte.

Theophil hätte die Hände ob dem Kopfe zusammenschlagen mögen über die Dummheit der Bauern, die von all diesen Dingen nicht einmal eine Ahnung hatten, sondern säeten, mähten, düngten und molken auf die umständliche, schwerfällige und mühereiche Weise, die ihnen vom Vater und Großvater überliefert worden war. Er erschrack fast über die Wohlthaten, welche der von ihm zu gründende landwirthschaftliche Verein über das Land aussäen würde, und besann sich einen Augenblick ganz ernsthaft, ob es nicht besser wäre, all diese Geheimnisse für sich zu behalten, dem Schloßhans den Pachtvertrag aufzukünden und als praktizirender Agronom die Schätze für sich allein zu heben, welche die Mistfinken aus Unverstand im Boden stecken ließen. Er verwarf jedoch bald diese engherzige Anwandlung und zwar aus zwei Gründen: erstens sollte ihm ja

die Landwirthschaft blos als Mittel zur Begründung seiner politischen Carriere dienen; zweitens hegte der junge Herr etwelche gegründete Zweifel, ob der alte Herr seine Einwilligung dazu geben würde, den Schloßbauer so mir nichts dir nichts vom Pachtgut zu entfernen.

Nicht lange, nachdem Theophil den Vorsatz gefaßt hatte, ein zweiter Fellenberg zu werden, erschien im Wochenblatt jener Landesgegend eine Aufforderung an alle Freunde des Fortschritts, sich an einem bestimmten Tag und zu einer bestimmten Stunde im goldenen Löwen zu Klotzwyl, einem Nachbardorfe Matstettens, einzufinden, um die Mittel und Wege zu berathen, wie der noch so tief im Schlamme des alten Schlendrians steckende Landbau auf die Höhe der modernen Agronomie könne gehoben werden.

Theophil erwartete mit Bestimmtheit, dieser Aufruf werde in der ganzen Umgegend ein ungeheures Aufsehen erregen. Er irrte sich. Das Wochenblatt, dessen er sich als Organ bedient hatte, besaß nicht mehr Abonnenten, als zu seiner nothdürftigen Fristung unumgänglich nothwendig waren. Manche Leser überschlugen die „Aufforderung", auf welche doch eine kolossale „Hand" aufmerksam machen sollte. Andere hielten sie für

das Stratagem eines spekulativen Wirths, der damit zu erreichen bezwecke, was Andere mit Kegeln und Sackgumpen, nämlich das Erscheinen einer größern Zahl durstiger Gäste.

Dennoch fanden sich am Sonntag Nachmittag einige Neugierige im goldenen Löwen zu Klotzwyl ein, nämlich ein Paar Schulmeister, welche von Liebig's chemischem Dünger hatten tönen hören und seither auf jeden noch so stattlich geschichteten Naturdünghaufen mit souveräner Verachtung herniederschauten; — ferner wurde auch ein oder anderes vom Schuldentreiber hart bedrängtes Bäuerlein herbeigelockt, welches seine Zuflucht bisher im nächtlichen Schatzgraben gesucht und auch schon heimlich probirt hatte nach alten theuer erkauften Rezepten aus Blei Gold zu machen, aber ohne Erfolg; diesen spiegelte ihre empfängliche Einbildungskraft vor, die „moderne Agronomie" werde sie lehren, auf ihren ausgemerrgelten Feldern so viele schwere Garben zu erndten, als nothwendig, ihre schweren Schulden zu bezahlen. Aber nebst diesen waren auch einige der verständigsten Bauern der Umgegend anwesend, welche sich klar bewußt waren, daß der Landbau noch mancher Verbesserung fähig und daß diese Verbesserungen am Besten durch eine Vereinigung

der Kräfte erzielt werden könnten; es ist jedoch nicht zu läugnen, daß diese letzteren mit ziemlichem Mißtrauen auf dem Platze erschienen und mehr ad audiendum et referendum — wie unser alte Tagsatzungsstyl lautete — als um besonders aktiven Theil an dem zu nehmen, was hier geschehen sollte.

Wer nicht erschien, war — wie sich eigentlich von selbst verstand — der Schloßbauer; — wer dagegen — ziemlich unerwartet — mit seinem glänzenden Braunen dahergesprengt kam, war der Dragonerruedi. War letzterer vielleicht bei seinem jüngsten Griff in des sel. Vaters Geldtrog in unangenehme Berührung mit dem Boden gekommen und hatte überlegt, daß es doch endlich an der Zeit sei, sich etwas ernstlicher als bisher um Land und Gewerb anzunehmen? oder hatten ihn gleich Theophil der Ehrgeiz und die bevorstehenden Wahlen hieher getrieben? — —

Auf Veranlassung Theophils hatte der Löwenwirth seinen großen Tanzsaal zur Aufnahme der Versammlung hergerichtet, Stühle und Tische hereinstellen lassen und eine bekränzte Tafel über der Thüre befestigt mit der lakonischen und verschiedenartiger Interpretation fähiger Inschrift: „Vorwärts.“ Trotz dieses „Vorwärts“ wollte es dennoch

nicht vorwärts. Mit Ausnahme Theophils und der Schulmeister trat keine Seele über die Schwelle. Die Bäuerlein, welche mit Hülfe des agronomischen abrakadabra gern über Nacht reich geworden wären, saßen im finstersten Winkel der unteren Gaststube wie angeleimt hinter ihren Schoppen. Jene, welche ad audiendum et referendum gekommen waren, standen — nebst einer Zahl anderer Neugieriger — ebenfalls wie angeleimt vor dem Haus oder bei der Kegelbahn.

Theophil glaubte sich in einem bösen Traume befangen und der Angstschweiß lief ihm über die Stirn, da es ihm trotz allen angewandten Kunstgriffen doch nicht gelingen wollte, die Wenigen, welche sein Aufruf nach Klotzwyl gelockt hatte, in den Versammlungssaal herein zu bringen. Er dachte bereits daran, die alten Schweißfüchse wieder einspannen zu lassen und die Flucht zu ergreifen, als der Dragonerruedi mit seinem Braunen hergerasselt kam. In seiner rathlosen Verzweiflung ging ihm Theophil zuvorkommend entgegen, begrüßte ihn als alten Freund, schüttelte ihm die Hand und bot ihm eine Cigarre an. — Der junge Müller war zuerst ganz verblüfft, dann aber um so mehr geschmeichelt von der Freundlichkeit des vornehmen jungen Herrn; er

glaubte auch seinerseits, ein Uebriges thun zu müssen. „Ob der Junker nicht ein Glas Wein mit ihm trinken wolle?" — „Von Herzen gern," erwiederte Theophil, worauf der Löwenwirth eine Flasche vom Besten nebst zwei Gläsern in den Saal bringen mußte. —

„Aber nun, lieber Ruedi, helft mir doch diese widerspenstigen Muttenstüpfer in den Saal herein zu bringen, damit wir mit uns'rem gemeinnützigen Werk beginnen können!"

Der junge Müller ging schnellbesonnen an's Fenster und rief mit seiner bekannten Stentorsstimme: „Wollt ihr einmal herein, ihr Donners Chnublen oder soll man euch durch den Weibel herbei holen lassen?" — Diese Einladung, so ungeschliffen sie war, wirkte besser als das feinstgedrechselte Kompliment. Langsam und allmählig lösten sich die Bäuerlein von den Bänken im düstern Hintergrund der untern Schenkstube und vom festgestampften Lehm bei der Kegelbahn, — langsam stiegen sie die Treppe hinan, — langsam und scheu überschritten sie die Schwelle des Saales, um sich so nah' bei der Thüre als möglich niederzulassen. Man hätte geglaubt, eine Austernbank ihr Logis wechseln zu sehen.

Nach dieser mühsam vollzogenen Operation konnte

endlich Theophil die Versammlung mit einer Anrede eröffnen, in welcher zuerst der Bauernstand als der nützlichste und ehrenwertheste der Welt geschildert und hierauf ziemlich unverblümt darauf angespielt wurde, die verehrten Anwesenden hätten bisher von ihrer Handthierung nicht viel mehr verstanden als der an den Pflug gespannte Ochse.

Bei diesem Passus der Rede Theophils erhob sich unter den Schulmeistern ein beifälliges Gemurmel. Die Goldmacher blickten verblüfft über ihre Nasen weg. Die Andern — und es waren solche darunter, welche die Jucharte ihres schlechtesten Landes nicht um tausend Kronen verkauft hätten — bissen, auf den Stockzähnen lachend, in ihre für solche Fälle äußerst bequemen fingersdicken Pfeifenspitzen und stießen sich heimlich mit den Ellenbogen.

„Wenn die Bauern dieser Gegend auch nur halbwegs mit dem Jahrhundert fortschreiten wollen," — fuhr Theophil fort, — „so ist es bringlich nothwendig, einen agronomischen Verein zu stiften, dessen Aufgabe es sein wird, die neuesten Erfindungen und Verbesserungen einzuführen, als z. B. Dampflüge, Säe-, Mäh-, Dresch- und Dengelmaschinen, Samendüngung und ganz insbesondere den neuen sinnreichen amerikanischen Melkapparat." —

Als Theophil geendet hatte, trat allgemeines Schweigen im Saale ein. Nach einer Weile wurde die Versammlung daran erinnert, daß die Diskussion über die Wünschbarkeit der Gründung einer agronomischen Gesellschaft eröffnet sei.

Tiefste Stille!

Endlich ergriff der Dragonerruedi das Wort, welcher als Schütze bereits etwelche Erfahrungen im Vereinsleben gesammelt hatte. Er sei der Meinung, sagte er, daß vor Allem ein Comite gewählt werden solle, und schlage als erstes Mitglied den Herrn Theophil von Matstetten vor. Da sich keine Opposition bemerkbar machte, nahm Theophil — für das geschenkte Zutrauen der Versammlung dankend — an und schlug als zweites Mitglied seinen „Freund" Rudolph vor. Ebenfalls keine Opposition. Als drittes Mitglied ward einer der anwesenden Schulmeister gewählt. Nun wurde noch ausgemacht, daß sich der Verein am Markttag, der nächstens in Klotzwyl abgehalten werden sollte, versammeln würde, um die während der Zwischenzeit vom Comite zu entwerfenden Statuten zu berathen. Zum Schluß ergriff endlich auch einer der anwesenden Bauern das Wort, die bisher gleich ägyptischen Bildsäulen stumm und regungslos hinter ihren Schoppen gesessen waren.

„Es würde ihn kurzweiliger bedünken," sagte er, „wenn man an der nächsten Versammlung von den neumodischen Sachen auch etwas zu sehen bekommen würde, z. B. die amerikanische Melkmaschine. Sein Melker müsse um Michelstag fort, da würde er dann einen hölzernen anschaffen, wenn der es ebenso gut verstehe. Es wäre eine Ersparniß an den Erdäpfeln und am Speck."

Theophil versprach, wenn immer möglich bis zum Klotzwyler Markt einen amerikanischen Melkapparat zur Stelle zu schaffen.

Der Junker und der Müller schieden mit warmem Händeschütteln. Dragonerruedi, dem es in tiefster Seele wohlgethan, daß er dem Herrn von Matstetten hatte eine Flasche bezahlen dürfen, war sehr erbaut über dessen liberale Grundsätze, die er — wie er selbst gestand — nicht hinter ihm gesucht hätte. Von nun an war sein zweites Wort: „Mein Freund, Baron Theophil!" —

Baron Theophil fand, Ruedi sei ein sehr brauchbarer Mensch und zählte nebenbei darauf daß seine relations mit der canaille in der Stadt ein Geheimniß bleiben würden.

Fünftes Kapitel.

Wie Theophil die Bauern melken lehrt.

An dem Tage, da in Klotzwyl die zweite Sitzung des landwirthschaftlichen Vereins und die neumodische Melkprobe sollten abgehalten werden, war in der Mühle zu Matstetten eine ungewöhnliche Unruhe und Bewegung sichtbar. Die alte Müllerin hatte sich in den besten Staat geworfen und ging auf das grüne Bänklein vor dem Haus zu sitzen, wo sie sich jedoch kaum niedergelassen hatte, als sie wieder aufstand und sich, ohne jedoch etwas Besonderes zu verrichten, in die Küche und von der Küche in das Visitenzimmer und vom Visitenzimmer wieder vor das Haus auf das Bänklein begab und von da eifrig nach der Straße spähte, die vom Schlosse her führte. Nicht viel weniger aufgeregt war ihr Sohn. Er hatte seinen hellgrauen Müllerrock an den Nagel gehängt und einen dunkelfarbigen Paletot angezogen, den er sich in der Stadt hatte anfertigen lassen. Viel zu schaffen machten ihm ein Paar weiße Glacee-

Handschuhe, die er sich einmal bei Gelegenheit einer Kindstaufe angeschafft und die er nun anzuziehen bemüht war. Seine Hände mußten seither dicker geworden sein und bei der vergeblichen Bemühung mit den runden fetten Fingern in die Handschuhe hinein zu fahren, wäre er fast aus der eigenen Haut gefahren. Zu allem Glück bot sich eine Gelegenheit, die Ungeduld am Mahlknecht auszulassen, welcher sich beifallen ließ, den Ruedi in die Mühle abrufen zu wollen. „Er sei ein Esel und solle sich zum Teufel scheren," — war der ablehnende Bescheid, welchen der Mahlknecht erhielt.

Entweder wußte derselbe das große Ereigniß nicht, welches eine solche Unruhe und aufgeregte Stimmung bei Mutter und Sohn hervorbrachte, oder war wirklich der Esel, als welchen ihn sein junger Brodherr qualifizirte. Wie hätte Ruedi sich in die Mühle begeben können im Augenblick, da er den Baron Theophil erwartete, der ihm versprochen hatte, ihn im Vorbeifahren in seinem Phaeton abzuholen! —

Endlich war das schwierige Werk gelungen. Beide Handschuhe saßen fest und waren sogar eingeknöpft. Ruedi begab sich mit ausgespreizten Fingern — hätte er die Hand geschlossen, so wäre

das Leder geplatzt — zur Mutter vor's Haus, um gleich ihr nach dem Schloßweg zu spähen. Die Müllerin rutschte unruhig auf dem Bänklein hin und her und sagte, als sie den Sohn sah: „Wenn es dann dumm herauskommt, so will ich nicht Schuld daran sein." —

Es waltete nämlich eine Meinungsverschiedenheit zwischen beiden. Die Mutter meinte, es sei ein unumgängliches Erforderniß der Sitte und Höflichkeit, daß man für den jungen Schloßherrn, wenn er ankehre, mindestens ein Kaffee mit obligaten „Strübli" bereit halte; sie hatte auch bereits alles Nöthige angeordnet; zum Kaffee hatte sie den stockschlegeldicken Rahm selbsteigenhändig abgenommen und der Teig zum erwähnten Backwerk stand angerührt und harrte nur des in der Pfanne prickelnden Butters, um sich zum bekannten luftigen, leckern, labyrinthischen Gewinde zu gestalten. — Da kam ihr der Sohn über das Vorhaben: woran sie auch um's Himmelswillen sinne? Kaffee und Strübli könne sie seinetwegen ihren Gevatterinnen aufstellen, wenn diese zu ihr z'Stubeten kämen, aber nicht dem Baron Theophil. Da müsse Malaga her nebst „Muultäschli" und „Mailänderli", sonst würde man zum Gespötte der ganzen Stadt werden, wenn der Herr Baron

es seinen andern Freunden erzähle. — Unverweilt war ein Expresser ausgeschickt worden, den bezeichneten Dessert zu holen. Jetzt standen im Visitenzimmer auf dem runden Tisch vor dem Sopha ein schön lakirtes Plateau und auf dem Plateau die Flasche Malaga, die „Muultäschli" und „Mailänderli", letztere auf einem Porzellanteller mit vergoldetem Rande, und ein halb Dutzend Fußgläser von Kristalguß. Eine große Streitfrage war noch gewesen, ob ein Tischtuch über den Tisch von spiegelblank polirtem Nußbaummaser gespreitet werden solle. Darüber wußte Ruedi selber keine bestimmte Auskunft zu geben und die Mutter, welche gern ihr schönes Weißzeug zur Schau legen wollte, drang mit ihrer Ansicht durch; der Tisch ward gedeckt.

Endlich kam der Phaeton mit den beiden Schloßfüchsen, welche der Gärtnerjoggeli in Livree lenkte, herangerollt. Die alte Müllerin spürte sich kaum vor Verlegenheit und Stolz. Ruedi stand selbstbewußt unter der Thüre. Als der Wagen vor dem Haus hielt, grüßte Theophil leichthin und rief dann seinem plebeischen Freunde zu, rasch einzusteigen. Nun Nöthigungen von Seite der Alten und ihres Sohnes, doch einzutreten, abzusitzen und eine Erfrischung einzunehmen. So

weit ging die Herablassung des Erben von Matstetten nicht. Zudem befürchtete er, ein unglückliches Ungefähr möchte einen seiner Freunde aus der Stadt des Weges daher führen, während die Müllerin, vergleichbar einem girrenden Tauber, ihre Knixe und Komplimente um den Phaeton herum vollbrachte, — wodurch er in gewissen Kreisen unendlich ridikül geworden wäre.

Der Kutscher erhielt Ordre zuzufahren und Ruedi mußte sich, wenn er nicht zurückgelassen werden wollte, in den Wagen schwingen, zum großen Verdruß der Alten, die nun ihr schönes Tischtuch unbewundert wieder in den Schrank legen und den per Expressen geholten Dessert selber essen konnte, wenn er ihr schmeckte.

Auch noch in einem andern Umstand hatten sich die Leutchen in der Mühle verrechnet. Mutter und Sohn hatten geglaubt, man müsse sich in Staat setzen, um mit einem Baron auszufahren. Ruedi hatte sogar, wie wir gesehen, weiße Glacehandschuhe angezogen und seinen schwarzen Cylinder hervorgesucht. Und nun saß er geputzt wie ein Hochzeiter neben Theophil, der im hellfarbigen Paletot, in Mütze und baarhändig behaglich seine Cigarre rauchte und einen spöttischen Seitenblick auf die Toilette seines Begleiters warf.

Theophil hatte jedoch Wichtigeres vor, als daß er sich lange mit dem Anzug des jungen Müllers hätte beschäftigen können. Die Neigung des Müllerruedi zu des Schloßhansen Bäbeli war ihm nicht unbekannt und nicht weniger der bisherige schlechte Erfolg seiner Bewerbungen, welche — wie er wohl wußte — ebenso fruchtlos geblieben waren, als der eigene abgeschlagene Sturm, den er vor etlichen Jahren auf das Töchterlein seines Vasallen unternommen hatte. Die „weiße Dame" hatte ihn damals gründlich von seinen frivolen Gelüsten kurirt. Um so leichter fiel es ihm jetzt, einen Plan zu verfolgen, der ihm zum Gelingen seiner ehrgeizigen Zwecke verhelfen sollte. —

— „Ich bringe dir einen Gruß, Ruedi; errathe von wem!"

Ruedi konnte nicht errathen.

„Von wem sonst, als vom Bäbeli," — fuhr Theophil fort. — „Was hast du doch dem Kind zu leid gethan? Ich hatte meine liebe Noth dir zu Best zu reden."

Obwohl der Gruß sowohl als die Verwendung vom jungen Baron ersonnen und erlogen waren, so wußte derselbe seine Sache doch mit solcher Unbefangenheit und Treuherzigkeit vorzubringen, daß Ruedi das Märchen als baar Geld annahm.

Nicht wenig geschmeichelt, den Erben von Matstetten zum Vertrauten zu haben, schüttete er sein Herz vor ihm aus und erzählte unter einem Gemisch von Seufzern und Flüchen, wie des Schloßbauern Kind es ihm angethan, aber bisher nichts als Körbe für ihn gehabt habe. Nur die Geschichte mit der Flasche, welche die Mutter bei der Holdergrith geholt hatte, verschwieg er, welche damit geendet hatte, daß Ruedi, der dem Bäbeli keine Haselnußschaale voll des Liebestranks in Güte hatte beibringen können, denselben schließlich einmal im Zorn allein austrank und dabei, als gründlicher Kenner der Schnäppse, den von den Jünglingsjahren her bekannten parfait-amour beim ersten Zug schon erkannte. Seine Herzensergießung schloß er mit dem Schwur: das Bäbeli müsse er nichtsdestoweniger bekommen und wenn er deßhalb die halbe Welt auf den Kopf stellen sollte.

Theophil zuckte mit den Achseln. So viel er wisse und merke, gefalle der stattliche Dragonerlieutenant — Ruedi war avancirt — eigentlich gar nicht schlecht, aber der Bruder, der Fritz, scheine andere Absichten zu hegen und möchte wahrscheinlich einen der künftigen Rathsherren zum Schwager bekommen. — Dem Ruedi entwischte un-

willkührlich mit Donnergepolter einer seiner Kraftflüche.

Dem Einfluß des Bruders müsse ein anderer Einfluß gegenübergestellt werden, fuhr Theophil fort. „Das Kind hat ein ganz besonderes Zutrauen zu mir gefaßt; wenn du willst, Ruedi, so werde ich sehen, was ich für dich thun kann. — Beim Vater könnte ich dann die Autorität des Gutsherrn geltend machen."

Ueber dieser Freundschaft des Barons ging dem Dragonerlieutenant das Herz auf, gleich einem Apfelküchlein in der heißen Butter; er drückte mit stummem Dank dem vornehmen Freunde die Hand.

„Dann aber mußt du mir auch einen Gefallen erweisen," — hub Theophil nach einer Pause an. „Hilf mir in den Großen Rath, — cedire mir deine Stimmen! Du kannst dich ja dann später oder anderswo wählen lassen. Ein Freundesdienst ist des andern werth."

Das war nun freilich eine harte Bedingung. Ruedi, der Gefangene der Luzerner Jesuitenkirche, hatte sich bereits als Gesetzgeber, als Staatsmann gefühlt. War aber die Freundschaft und Fürsprache Theophils nicht auch ein Opfer werth? Und wenn dann das Volk am Ende es doch nicht

anders thäte und den Dragonerruedi dennoch dem Baron vorzog, nun dann mußten sich ja beide dem Willen und Ausspruch des Souveräns fügen. Und wer sagt, daß der junge Müller nicht im tiefstinnersten Herzen die stille, aber zuversichtliche Hoffnung hegte, daß es so kommen werde? — —

— Die zungenfertige Fama hatte es weit und breit herum verkündet, daß am Marktag zu Klotzwyl im goldenen Löwen ein hölzerner Melker werde zu sehen sein, welchen der junge Herr von Matstetten aus Paris habe kommen lassen. Die meisten Leute schüttelten zwar darüber den Kopf und einige vergassen sich so sehr, Herrn-Theophil einen Hans Dampf zu nennen. Nichtsdestoweniger lockte die Neugierde an gedachtem Markttage keine geringe Zahl Leute nach Klotzwyl, die daselbst sonst keine besondern Geschäfte hatten.

Es war wunderlich zu hören, welche Vorstellungen sich die Leute von dem machten, was sie dort zu sehen bekommen sollten. Die verständigen Bauern dachten sich darunter eine sinnreich complicirte Maschine, welche, wenn es zur Probe käme, nicht spielen würde. Viele jedoch, besonders unter den Weibern und der schaulustigen Jugend, ließen sich nicht ausreden, es sei ein wirklicher hölzerner Melker, der mit einem Uhrschlüssel auf-

gezogen würde und dann mit vier Händen allemal vier Kühe auf einmal melke.

Als Theophil angefahren kam, empfing ihn die vor dem Wirthshaus sich drängende Menge mit einem lauten „Ah“, was dem angehenden Volksmann nicht wenig schmeichelte. Alle Hälse reckten sich und aller Augen strengten sich an, den hölzernen Melker zu erspähen, welchen Theophil doch ohne Zweifel mit sich brachte. Aber im wohlbekannten Phaeton war nichts Außergewöhnliches zu sehen, als der Dragonerruedi, der zur Verwunderung der anwesenden Schützenbrüder und Freischäärler an des jungen Aristokraten Seite saß. Wäre die Menge nicht so sehr mit dem hölzernen Melker beschäftigt gewesen, so würde sie ohne Zweifel nicht ermangelt haben über die gloriose Miene, mit welcher der Müller aus der herrschaftlichen Kutsche herausschaute, ihre Glossen zu machen. Heute hatte man auf Wichtigeres zu achten.

Mit Befremdung nahm man wahr, daß nicht einmal ein Koffer hinten aufgebunden war, in welchem allfällig der räthselhafte Melkapparat verpackt und verborgen sein konnte. Als die beiden jungen Männer aus dem Wagen sprangen, ergriff Theophil eine kleine Kassette, nur wenig

größer als ein Cigarrenetui und übergab dieselbe dem Ruedi, der sie dienstbeflissen dem Herrn Baron nachtrug. In einem Kistchen, worin kaum ein ordentlicher Lebkuchen Platz gefunden hätte, könne doch unmöglich ein ganzer Melker versteckt sein,— lautete die Stimme der öffentlichen Meinung.—

Der Kollega Schullehrer harrte bereits mit einem großen Protokoll unter dem Arm. Das Comite begab sich in den bekannten Tanzsaal und die Sitzung begann.

Programmgemäß kam zuerst die Berathung der Statuten an die Tagesordnung. Die Diskussion war sehr matt. Von all der anwesenden Bauersame fanden sich nur jene im Versammlungslokale ein, welche anderswo keinen Platz mehr ausfindig machen konnten, sich ihren Schoppen hinstellen zu lassen. Die Paragraphen der vom Schullehrer redigirten Statuten wurden einer nach dem andern heruntergelesen und ohne Widerstand angenommen, da weder für noch wider dieselben von irgend Jemanden das Wort verlangt wurde. Sie verbreiteten sich mit ziemlicher Weitläufigkeit über die Förmlichkeiten bei der Aufnahme von Mitgliedern, über die Wahl des Comite und Präsidenten, über die Befugnisse und Verrichtungen derselben u. s. w. Ein Paragraph, welchen aus-

nahmsweise sowohl Theophil als Ruedi nachdrücklich unterstützten, verpflichtete die Mitglieder, mit allen Mitteln darauf hinzuwirken, daß der Verein in den Landesbehörden gehörig vertreten sei, was zur Wahrung der landwirthschaftlichen Interessen durchaus nothwendig. Der Schulmeister hatte gewünscht, daß in diesem Paragraphen auch der Volkslehrer gedacht würde, war jedoch gegen seine zwei Kollegen in der Minderheit geblieben, welche ihm entgegneten, die Schulmeister besäßen, wenn's hoch gehe, eine Geiß; ein würdiger Repräsentant der agrikolen Interessen aber müsse (nach des Müllers Version) mindestens fünfzig oder (nach der Version Theophils) gar hundert oder mehr Jucharten sein eigen nennen. —

Endlich war dieser Gegenstand zur größen Befriedigung der ungeduldig harrenden Menge beseitigt und der zweite Akt der Comödie sollte — und zwar draußen vor dem Wirthshause — beginnen.

Es wäre für einen Physiognomen eine äußerst interessante Beschäftigung gewesen, die Gesichter der Diplomaten des Viehmarkts zu studiren, die sich nun — ohne Ungeduld, selbst ohne Neugierde zu verrathen — langsam hinter den Tischen hervormachten, hinter welchen sie ihre Schoppen ge-

trunken, — sich langsam, ohne Hast und ohne Drängen einer nach dem andern hinausbegaben, dort in Gruppen zusammenstanden und mit ernsthaften Mienen auf die Spitzen ihrer kurzen Ulmerpfeifen bissen. Es mußte einer schon ein sehr gewiegter Gesichtsforscher sein, wollte er die innerliche Neugier und das heimliche Lächeln auf den Stockzähnen hinter den braunen Runzeln dieser verwitterten, eckigen, holzgeschnitzten Antlitze entdecken, als Theophil mit seinem geheimnißvollen Etui zum Vorschein kam. Nichtsdestoweniger konnten sie sich nicht enthalten, ihre Hälse etwas länger als gewöhnlich zu strecken, da der Baron, umdrängt von den der ländlichen Etiquette noch nicht verfallenen Buben der alten Muttenstüpfer, das Mahagonikästchen öffnete. Ein allgemeines „Ah" und ein spöttisches Gelächter der Enttäuschung erscholl; — statt eines kunstreichen Automaten kam eben nur ein Dutzend kleiner glatter elfenbeinerner Röhrchen zum Vorschein. Theophil entfaltete die beigelegte gedruckte Gebrauchsanweisung und erklärte der Menge, als er endlich zu Worten kommen konnte, daß mittelst dieser Röhrchen ohne jedes weitere Zuthun die Milch aus den Eutern der Kühe in die untergestellten Gefässe fließe, ungefähr wie der Wein aus einem

Fasse, dessen Hahn man gedreht. Die Sache sei einfach und klar, fügte der neugebackene Agronom bei, — man dürfe sich blos darüber verwundern, daß diese nützliche Entdeckung erst sechstausend Jahre nach Erschaffung der Kühe gemacht worden sei. — „Das kommt wahrscheinlich daher," — erwiederte ein alter Bauer ernsthaft, — „weil es zu Abels Zeiten, welcher, wie uns die Bibel erzählt, der erste Hirte gewesen, noch keine Drechsler gegeben habe, die im Stande gewesen wären, solche feine glatte Röhrlein zu drechseln."

Dieser trocken vorgebrachte Witz erregte unter der drängenden Menge ein lautes Gelächter. — Theophil wäre dadurch vielleicht aus dem Concept gebracht worden, wäre ihm nicht sein plebeischer Freund zu Hülfe gekommen, welcher, mit seiner Stentorstimme das Gekicher überbrüllend, rief: „Ihr Donnersnarren, schafft erst ein Thier zur Stelle, daß man es euch vormachen kann, und lacht euch dann selber aus, daß ihr solche dumme Ochsen und Esel seid, die nichts verstehen, nichts wissen und nichts erfinden können." — Als Niemand Miene machte, dem Befehl zu gehorchen, wandte er sich an den Wirth: „Vorwärts du verdammter Wassergäutscher, — heraus mit deinem Schwarzblösch!" —

Dragonerruedi stand bei sämmtlichen Wirthen des Amtsbezirks in nicht geringem Ansehen. Der Löwenwirth mußte, mochte er wollen oder nicht, dessen unzweideutig ausgesprochenen Wünschen entsprechen und dem Stallknecht die Ordre ertheilen, das bezeichnete Melkvieh zur Stelle zu schaffen. Es war kein häßliches Thier. Gleich einem schwarzen Sammtmantel glänzte sein Fließ und die reinliche weiße Wampe glich einer sauber gefalteten Hemdekrause; die Hörner waren fein und schön gebogen und die weißen Füße und Knöchel wie vom Drechsler gemodelt. Es war unter Brüdern — nach damaligen Preisen — zwölf Dublonen werth.

Theophil beabsichtigte zuerst das neumodische Melkgeschäft selbst zu betreiben. „Das trägt mir mindestens fünfzig Stimmen ein," — berechnete er bei sich selbst. Aber so oft er Miene machte, sich dem Schwarzblösch mit seinem elfenbeinernen Röhrchen zu nähern, so wurde er, gleich einer lästigen Bremse, mittelst einiger kräftigen Schweifhiebe wieder zum Rückzug genöthigt. Das landwirthschaftliche Experiment nahm für das anwesende Publikum mehr und mehr den Charakter eines Lustspiels an; bei jedem verfehlten Versuche des vornehmen Agronomen, dem spröden Melkvieh

an das strotzende Euter zu kommen, brach das halbleinbekleidete Parterre in ein schallendes Gelächter aus. — Wieder mußte sich Ruedi in's Mittel legen und dem Freund aus der Verlegenheit helfen. Obwohl er es längst schon unter seiner Würde gehalten hätte, bei irgend welcher landwirthschaftlichen Arbeit selbst Hand anzulegen, so war doch in seinen jüngern Jahren der Stall des Müllersohnes Lieblingsaufenthalt gewesen. Er wußte also von jener Zeit her sehr wohl, wie man sich zu helfen hat, wenn die Kuh, die man melken will, mit dem Schweife unnöthige Evolutionen vornimmt. Suchte sich ganz einfach einen Bindfaden zu verschaffen und band dem Schwarzblösch das unruhige Glied an das linke Hinterbein fest. Da er bereits die weißen Glaceehandschuhe fetzenweise von seinen angeschwollenen Fingern entfernt hatte, so machte er sich nun gleich daran, die programmgemäße Operation mit den elfenbeinernen Röhrchen vorzunehmen.

Schwarzblösch war sonst ein kantsames Thierchen und sein ärgster Feind konnte ihm nicht nachreden, je aus Hinterlist oder Muthwillen mit dem Hinterfuß den Melkkübel umgeworfen zu haben. Um so störrischer zeigte sich nun die Milchspenderin gegen die neumodische Melkerei;

mit Fuß und Horn setzte sie sich zur Wehre. Aber was Ruedi einmal mit seinen breiten Händen erfaßt hatte, ließ er nicht so leichten Kaufes wieder los. Er ließ nicht ab, bis das elfenbeinerne Röhrchen kunstgerecht im strotzenden Euter steckte. Aber siehe da, kein Tropfen Milch wollte fließen. — —

Es gibt Kühe, aber nur die allertückisch'sten, welche die Kunst verstehen, ihre Milch „aufzuziehen", da dann auch der geschickteste Melker keinen Tropfen herausbringt. Diese strafbare Kunst übte nun der sonst so fromme Schwarzblösch und brüllte dazu laut auf vor Zorn und Schmerz. Das Thier mußte in den Stall zurückgeführt werden.

Hätte man es hiebei bewenden lassen, so würden uns're beiden Agronomen um ihren ganzen Kredit gekommen sein, und ihr neues landwirthschaftliches Evangelium hätte vollkommen fiasco gemacht. Spott und Tadel ließen sich schon jetzt ziemlich unverholen hören. Es galt also durch einen zweiten gelungenen Versuch die öffentliche Meinung wieder herumzubringen. Der Müller betheuerte, die schwarze Bestie allein sei Schuld, daß die Sache nicht gegangen sei; die Zweck-

mäßigkeit der neuen Melkmethode werde nun gleich an einem andern Thiere erwiesen werden.

Eine neue Schwierigkeit stellte sich aber entgegen. Der Löwenwirth war weder durch feine, noch durch grobe Worte dahin zu bringen, eine andere seiner Kühe herausführen zu lassen; und auch von den übrigen anwesenden Bauern von Klotzwyl wollte sich keiner dazu verständigen, einen seiner Sterne, Schecke, Chlebe oder Blösche zur Vornahme des Experimentes herzugeben. Würde es sich darum gehandelt haben, einem Zahnbrecher hinzusitzen und zur Erbauung und Anspornung des Publikums einen gesunden Backenzahn ausheben zu lassen, es hätte sich vielleicht unter diesen Zipfelmützen mehr als eine gefunden, der sich um das bescheidene Honorar eines halben Brabanters dazu bereit gefunden hätte. Aber sein „Chueli" so plagen lassen, das hätte keiner über das Herz gebracht und hätte man ihm zehn Kronen geboten.

In diesem Augenblick kam — es bedünkte Theophil, er sehe einen Engel vom Himmel erscheinen — der Schloßbauer die Dorfgasse daher und führte einen stattlichen Rothscheck an der Halfter, welchen er nach langem Erwägen und spätem Entschließen auf dem Klotzwyler Markte

gekauft hatte. Es war ein Thier, welches dem Schwarzblösch des Löwenwirths um nichts nachstand und das Schloßhans keck in seinen Stall stellen durfte und zwar keineswegs in den hintersten Winkel.

Schloßhans hatte, auch ohne zu fragen, sattsam erfahren, was beim goldenen Löwen vorging. — Hätte es einen andern Weg gegeben, von Klotzwyl nach Matstetten zu gelangen, er würde, nach abgeschlossenem Handel, nicht beim Wirthshaus vorbeigegangen sein, denn es bemühte ihn, mitansehen zu müssen, wie der „junge Herr" zum allgemeinen Gespötte diente. Da es nun aber nicht anders ging, suchte er schweigend sich und seinem Scheck einen Weg durch das Gedränge zu bahnen.

„Heda! Halt, — Front, alter Schloßringgi! Siehst du nicht, daß dein Herr hier ist?"

Der Schloßbauer erwiederte nichts auf diese Anrede Ruedis; doch konnte er nun nicht mehr umhin einen Augenblick still zu stehen, um dem „jungen Herrn" den schuldigen Gruß zu zollen. „Werdet mir sonst nichts zu befehlen haben," — fügte er bei, in der einen Hand die Halfter und der andern den Hut und bereit, so schnell als möglich seinen Weg fortzusetzen.

Theophil war im Pech, demnach herablassend

gegen den Vasallen. „Ihr kommt mir mit Eurer Kuh wie gewünscht, lieber Hans" und klopfte dazu seinem Pächter auf die Schulter. „Diese Bursche wollen nicht glauben, daß es auch im Melken einen Fortschritt gebe, und keiner von ihnen kann sich dazu entschließen, eines seiner theuern Häupter aus dem Stall herauszubringen, damit man ihnen den praktischen Beweis leisten könne."

„Nur keine langen Umstände," — fügte der Müller bei. „Her mit deinem Schecken!" Und griff nach der Halfter, an welcher der Schloßbauer das gekaufte Thier führte.

Man drängte sich neuerdings herzu, um das unerwartete Zwischenspiel der Komödie, die der junge Herr von Matstetten heute zum Besten gab, besser mitansehen zu können.

Schade um das hübsche Thierchen," — sagten die Einen, indem sie die Kuh mitleidig betrachteten. — „Wärst heute ringer nicht zu Markt gegangen," — fügten die Andern mehr oder minder schadenfroh bei. Die Einen wie die Andern waren fest überzeugt, daß der „brave Scheck" bei der Operation mindestens „einen Viertel verlieren," wenn nicht gar dem Schlächter anheim fallen würde. Hörte man ja des Löwenwirths Schwarz-

blösch noch immer vom Stall her schmerzhaft brüllen.

Schloßhans war, von der gemachten Zumuthung betroffen, einen Augenblick regungslos stehen geblieben. Als aber der Müller Hand anlegen wollte, riß er demselben die Halfter mit einem kräftigen Ruck aus der Hand. „Laß los,“ — sagte er. „Hast mit meinem Schecken nichts zu schaffen.“ Zu Theophil sprach er: „Erlaubt Herr, daß ich meinen Weg fortsetze, bevor es Nacht wird!“

Aber Theophil, dem Alles daran gelegen war, sich vor der Bauersame, seinen Wählern, wieder herauszubeißen, ließ ihn nicht so leichten Kaufes entwischen.

„Willst du es nicht mir zu Gefallen und in Güte thun, Hans, so befehle ich dir als dein Pachtherr mit dem Thiere hier zu bleiben.“ — „Jagt den Hund vom Lehen, wenn er nicht pariren will,“ — fügte Ruedi bei.

„Der Junker Oberherr im Schloß lebt noch; er hat mir noch nie befohlen, wie ich meine Waar im Stall melken soll, da er wohl weiß, daß dieß des Lehenmanns und nicht des Herren Sache ist.“

Bei diesen Worten richtete sich des Schloßbauern vom vielen Mähen und Pflughalten etwas

gebeugte Gestalt hoch auf und er schritt mit seinem Schecken durch die Menge, die ihm Platz machte, langsam von dannen.

Dieß blieb die letzte Sitzung des agronomischen Vereins, von welchem sich Theophil so Großes versprochen hatte.

Sechstes Kapitel.

Die Jungfrau von Malters.

Theophil von Matstetten und sein Freund, der Dragoneruedi, fielen bei den Großrathswahlen glänzend durch. Ihnen gegenüber erhielt Fritz Waldmann in seinem Heimatsbezirk ein großes Mehr.

Wie dort, so im ganzen Kanton.

Die „junge Schule" erfocht, wie nicht anders zu erwarten stand, sowohl den behäbig-liberalen Dreißiger-Zöpfen als den Patriziern gegenüber einen entschiedenen Sieg.

Dem Sohn des Schloßbauers wurde von seinen politischen Freunden eine Stelle im neuen Regierungsrathe angeboten. Er schlug aus. Er wolle sich vorerst aus eigenen Kräften finanziell unabhängig machen, bevor er in den Staatsdienst trete, war seine ablehnende Antwort; und er blieb Fürsprech, wobei er freilich mehr Geld verdiente und wären auch die viel beschrieenen Quartalzapfen noch einmal so gewichtig gewesen.

Einer der ersten Akte des neuen Regimentes war den Märtyrer seiner Grundsätze und seines Durstes, den Barrikadenprofessor, aus seinem Exil zurückzurufen.

Als derselbe zurückkehrte, wurde zwar nicht, wie Fritz Waldmann seinem „Zeltkameraden" prophezeit hatte, mit allen Glocken geläutet. Dennoch wurde diese gute Gelegenheit zu einer öffentlichen Demonstration nicht unbenützt gelassen. Es wurde ein großartiger Fackelzug veranstaltet, den Altmeister der „jungen Schule", den Märtyrer des nun siegreich aus dem Kampf hervorgegangenen fortgeschrittensten Fortschrittes willkommen zu heißen. Landwehr und Landsturm der Partei wurde aufgeboten, den Spektakel recht großartig zu machen. Bassermannische Gestalten in blauen verwaschenen Blousen gingen neben feingekleideten Herren, neugebackenen Regierungsräthen, Oberrichtern, Gerichtspräsidenten; — Studenten mit bunten Seidenbändern um die Brust und rothen Cerevismützen auf dem üppigen Haarwuchs ließen sich herab mit dem Handwerkgesellen, dessen Kopfbedeckung das Blechkreuz des Grütli-Vereins schmückte, in Reih' und Glied zu marschiren; mit Hinblick auf die nächtliche Stunde war sogar das zarte Geschlecht der Gassenbuben zur Theilnahme

zugelassen worden, welches das geschenkte Zutrauen möglichst zu rechtfertigen suchte durch die Würde und den Anstand, mit welchen es die in farbigen Papierdüten steckenden Kerzen, die man ihm in die Hand gab, durch die Stadt trug.

Als der lange Zug durch die Straßen sich schob, wurden in vielen Häusern die Fensterladen geschlossen. Hinter diesen geschlossenen Fensterladen saßen zum Theil ingrimmig die von der siegreichen Bewegung auf einem überwundenen Standpunkt als wie auf einer öden Insel zurückgelassenen Dreißiger-Liberalen, — zum Theil rieben sich die Hände die Anno dreißig bei Seite gesetzten Patrizier und Aristokraten, welche nicht ohne Schadenfreude jene, denen sie erlegen, nun vom nämlichen Schicksal ereilt, mit den eigenen Waffen geschlagen sahen. Die feinen Politiker unter der Reaktionspartei begrüßten den Sieg der „jungen Schule", als die Spitze, auf welche der gehaßte Radikalismus sich selbst getrieben habe und von welcher er nun ohne Zweifel nächstens den halsbrechenden Purzelbaum in den Abgrund machen werde. Hätte bei diesen sogenannten Stockaristokraten nicht einige Befürchtung gewaltet, der fackeltragende Mob möchte ihre kostbaren Spiegelscheiben mit etwelchen Steinwürfen be-

grüßen, man hätte sie in rosenrothester Laune durch die Fenster schauen sehen. Jene Furcht war übrigens unbegründet. Wie uns die jüngst abgelegte Kleidermode immer als die abscheulichste und geschmackloseste erscheint und die ältern allmälig wieder erträglicher gefunden werden, so ist es auch mit den politischen Moden. Eine stockaristokratische Perrücke erschien jetzt den Augen des Souveräns nicht halb so verabscheuungswürdig als ein spießbürgerlicher Dreißigerzopf. — —

Eine rauschende Janitscharenmusik, vielleicht die nämliche, welche schon so manch' liebes Mal vor den Fenstern des „letzten Schultheißen" Serenaden gebracht hatte, gab jetzt dem Barrikadenprofessor ein Ständchen. Mit Behagen sog der alte Revolutzer, am Fenster stehend, die schmetternden Töne der Hörner und Trombonen ein und nicht minder die Worte der Begrüßungsrede, welche ein routinirter Demosthenes unter lautem Beifall hinaufdeklamirte.

„Dank, schönen Dank, Kinderchen", — antwortete der Gefeierte; — „das habt ihr brav gemacht! Bei Gelegenheit will ich euch überdieß noch sagen, daß ich überhaupt mit euch zufrieden bin. Den Neuhaus habt ihr 'runtergeschmissen? Bravo! Jede Regierung darf und soll herunter-

geschmissen werden, wenn wir auch nichts an ihr zu tadeln fänden, als daß ihre Nase uns nicht gefällt; denn das Volk ist souverän, — der einzige legitime Herrscher, der einzige unfehlbare Papst. — Jenen hochmüthigen Diktator zu stürzen, hattet ihr aber noch hundert andere gute Gründe und der allergewichtigste war, daß er mich abgesetzt, mich aus dem Lande gewiesen hatte. Ihr habt mich nun gerächt und das war brav von euch. Und wenn euch die Nase euerer neuen Regierung auch nicht mehr gefällt, — wieder 'runter mit ihr ohne Komplimente! Jetzt Kinderchen wollen wir aber mit diesen Fackeln noch ein wenig durch die Stadt bummeln gehen, damit sich unsre und die Feinde des Volks recht gründlich grün und blau ärgern. Ihr gebt mir doch das Geleite bis in's Wirthshaus, — in's Wirthshaus, meine Freunde, welches unser Rathhaus war, ist und bleiben soll!" —

Ein Jubel, welcher die Fenster der ganzen Umgegend erklirren ließ, folgte auf diese Worte.

Fritz Waldmann stand nicht unten bei den Fackelträgern auf der Gasse, sondern, als intimer Hausfreund, oben im Zimmer, wo er dem alten Lehrer und der jungen Freundin seinen speziellen Willkomm dargebracht hatte. Während des Spruchs

des Redners auf der Gasse und der Antwort des Gefeierten vom Fenster herunter hatte sich Fräulein Franziska unbemerkt zurückgezogen. Nach wenigen Augenblicken trat sie wieder ein, — zu Fritzen's großem Erstaunen in Männerkleidung, nämlich im grünen Waffenrock und dem grünen Freischaarenkäppi, das sie unternehmend auf's Ohr drückte; um die Schulter hatte sie den leichten Feldstutzer gehangen. In diesem Aufzuge stellte sich Franziska neben ihren Oheim an's Fenster, als er eben mit seiner Antwort fertig geworden und der allgemeine Jubel erscholl. Es folgte eine ganz kurze Pause des Schweigens; da rief eine Stimme von unten: „Seht da die kühne Freischäärlerin, die Jungfrau von Malters!" —

Als ob ein elektrischer Funke die Menge durchzuckt hätte, gab es eine simultane Bewegung. Aller Augen richteten sich von dem alten Graukopf auf die junge Amazone. Dann scholl mit verdoppelter Kraft der Jubel: „Die Jungfrau von Malters lebe hoch!"

„Heraus mit ihr an die Spitze unseres Zuges", — fügten einige Stimmen bei.

„Heraus! Heraus!" — schrie die Menge.

Und der alte weingrüne Revolutzer, gestützt auf die Jungfrau von Malters, trat auf die

Straße hinaus und stellte sich an die Spitze der Fackelträger. Voraus die rauschende Janitscharenmusik — ging's nun durch die nächtlichen Gassen der Stadt, deren graue, ernsthafte und ehrbare Häuser gewiß den Kopf geschüttelt hätten ob dem abentheuerlichen Spektakel, wären sie nicht starr und steif gewesen vom laugen Stehen am kalten nächtlichen Zugwind. —

Wer in Wirklichkeit den Kopf schüttelte, das war Fritz Waldmann. Es war ihm ein Stich durch's Herz gegangen, als er das Fränzel im Waffenrock und Käppi erscheinen sah; und ganz kühl überlief es sein Herz, als das verkleidete Mädchen sich an die Spitze der Studenten, Grütlianer und Blousenmänner stellte, um mit ihnen durch die Gassen zu marschiren. Er mochte nicht mit, sondern drückte sich mißstimmt davon und nach Hause. —

Wir dürfen uns nicht wundern, unsern alten Bekannten, den deutschen Flüchtling Hermann Schwalbe, unter der Zahl der Fackelträger zu finden. Der „Moniteur", zu dessen Redaktion er von der hohen Polizei gepreßt worden war, hatte begreiflich aufgehört zu erscheinen. Die „moralischen Erzählungen für die Jugend" zu zwei Fünffrankenthalern das Stück schrieb ein anderer

literarischer Schanzer. Die allen Sterblichen anklebende schlimme Gewohnheit jeden Tag mittagessen zu wollen, zwang ihn, alte zerrissene Fäden wenn möglich wieder anzuknüpfen. Er gehörte zu denjenigen, welche die „Jungfrau von Malters“ am aller lautesten herausgerufen hatten. Als der Zug vor dem „Leist“ angelangt war und der Lehrer des revolutionären Staatsrechts mit seinen Lieblingsschülern, die nun sämmtlich hohe Staatsämter bekleideten, in das „Rathhaus, wo man trinkt“, eintrat, um bei etlichen Flaschen edlen neuchateller Rebenblutes höhere Politik zu treiben, drängte sich auch Schwalbe mit hinein.

„Gebt nur Acht, Kinderchen“, — sprach der Alte, indem er sein Glas mit Behagen an die Lippen brachte, jetzt soll's nicht mehr lange gehen und wir haben auch die Tagsatzung, die alte Vettel, sammt ihrem Cicisbeo, dem Fünfzehnerbund, gesprengt. Denkt nur, ich hätt's gesagt! — Aber wo ist denn“, — unterbrach er sich, indem er an seine emanzipirte Nichte sich wendete, — „wo ist unser Fritz geblieben, dein Ritter ohne Furcht und ohne Tadel?“ —

Franziska, an welche diese Worte gerichtet waren, saß mitten unter den neugebackenen Regierungsräthen und andern hohen Staatsbeamten,

mit denen sie zum Theil Du auf Du war; gleich ihnen rauchte sie ihre Cigarre und hatte gleich ihnen das gefüllte Glas vor sich, aus welchem sie nicht nur nippte, sondern von Zeit zu Zeit einen herzhaften Zug that. Die Frage des Oheims, was aus Fritz geworden, beantwortete sie nicht, obwohl sie besser als sonst jemand hätte Auskunft geben können.

Der Amazone war der Blick nicht entgangen, mit welchem ihr Freund sie maß, als sie unversehens im grünen Waffenrock erschien, um sich vor den Fackelträgern als Freischäärlerin zu produziren. Dieser Blick hatte sie einen Augenblick stutzig gemacht und es fehlte nicht viel, so wäre sie umgekehrt und hätte ihre weiten Beinkleider **à la hussard** wieder mit den sittsameren Unterröcken vertauscht. Aber wo wäre dann die Huldigung geblieben, die doch von Gott und Rechtswegen dem rauracischen freiwilligen Schützenfourier gebührte? Einem zu gefallen, auf den jubelnden Beifall von Tausenden zu verzichten, — das lag nicht im Charakter des emanzipirten Mädchens.

Nun aber, da Fritz, ohne ein Wort zu sagen, gegangen war, fühlte die „Jungfrau von Malters" ungeachtet des gefeierten Triumphes etwel-

ches Unbehagen, welches sie jedoch um Alles in der Welt nicht hätte merken lassen, sondern durch besonders laute Munterkeit zu übertäuben suchte. In dieser Stimmung kam ihr Schwalbe eben recht.

„Haben wir endlich wieder einmal die Ehre, den berühmten Verfasser der wahnsinnigen Häringsseufzer, den politischen Messias der Cikorianer von Lahr, in unserer Mitte zu sehen?“ redete sie ihn an. Da sie ihn für diesen Abend zu ihrem Ritter zu machen gedachte, überging sie absichtlich die letzten Phasen seiner politischen Wirksamkeit mit Stillschweigen.

„Himmlische Barrikadenbraut, vermehrte und verbesserte Auflage der Schiller'schen Johanna“, — erwiederte der Angeredete mit Pathos, — „wer, der sich einmal am Sonnenschein Ihrer holden Gegenwart erwärmte, fühlte sich nicht stets wieder zu Ihnen hingezogen, wie die Motte zur Kerze — ich meine Stearin, nicht etwa Unschlitt“, — setzte er verbessernd bei.

„Und doch haben Sie sich uns so lange entzogen, — uns niemals in unserem Exile besucht?“

„Um so häufiger mich in Gedanken mit Ihnen beschäftigt“, — betheuerte Schwalbe. Er

log nicht, denn als Redakteur des „Moniteurs“ war es seine tägliche und Hauptaufgabe gewesen, des Fräuleins Oheim und Alles was mit ihm zusammenhing herunterzureißen, was begreiflich für Franziska kein Geheimniß geblieben war. Sie flüsterte ihm ein Wort in's Ohr, bei welchem ein Anderer vor Verlegenheit und Scham in den Boden versunken wäre. Es war die Mahnung an einen der Ehrentitel, mit welchen er vor wenigen Wochen erst die „göttliche Jungfrau“ im „Moniteur“ regalirt hatte. Aber Schwalbe's Unverschämtheit war von zu gutem Metall, als daß sie so schnell ihre Federkraft verloren hätte. Doch mußte eine entschuldigende Erklärung erfolgen.

Der Verfasser der Stoßseufzer eines wahnsinnigen Härings legte die Hand auf's Herz, richtete einen melancholischen Blick zuerst nach oben und dann auf das Fräulein und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Sie Kind des Glücks wissen nicht, was es heißt auf dem Trocknen sein. In allen Taschen fürchterliche Oede, — aus der Cisterne des Credits der letzte Tropfen ausgepumpt, — keine andere Wahl, als sich hinzulegen in den glühenden Wüstensand und zu verschmachten oder — auf dem Schube fortzuwandern. Da kommt der Ver-

sucher in der imponirenden Gestalt eines allgewaltigen Polizeidirektors, in der einen Hand Speise und Trank und klingende Münze, in der andern die verhängnißvolle Moniteurfeder — —. Schwachheit, dein Name ist Mensch! — mit verbissenem Ingrimm griff ich nach der Feder, aber innerlich schwur ich bei dem finstern Orkus der Sache, die ich öffentlich bekämpfen sollte, dadurch zu dienen, daß ich den mir oktroiirten Moniteur so schlecht als möglich redigire — —"

Franziska ließ ihn nicht weiter reden.

„Diesen Schwur haben Sie dann auch redlich gehalten. Ich schwinge deßhalb die Fahne der Amnestie über Ihnen und Alles sei vergeben und vergessen!"

Entzückt, so leichten Kaufes davongekommen zu sein, ergriff und küßte Schwalbe die dargereichte Hand.

Unterdessen war das Toastiren angegangen. Der gefeierte Ankömmling brachte dem neuen Finanzminister ein Hoch, welcher nun hoffentlich den Mut lehren werde, daß das Geld zu etwas besserem zu gebrauchen sei, als darauf zu sitzen und es alle Jahre einmal zu zählen. Der Finanzminister ließ als Erwiderung der Höflichkeit sei-

nen alten Lehrer hochleben, welcher unter Sturm und Wetter den Samen ausgesäet, der nun so schön aufzugehen verspreche. Die Pause, welche jetzt entstand, glaubte Schwalbe zu einem glücklichen Handstreich benutzen zu müssen, welche ihn bei der Partei, die nunmehr Gnaden auszutheilen hatte, vollständig rehabilitiren sollte. Er klopfte an sein Glas, das er inzwischen — mit der göttlichen Amazone anstoßend — fleißig geleert und wieder gefüllt hatte und sprach seinen Trinkspruch wie folgt:

„Mein Hoch gilt drei Jungfrauen. Kennt ihr wohl jene hehre Jungfrau, die in Mitte des verkommenen Nochwuchses der weiland Jungfrau Europa auf erhabenem Felsensitze thront? Es ist Jungfrau Helvetia! — Ihr kennt alle auch jene andere, rein und spröd, die ihr Haupt hoch über die Wolken erhebt und den keuschen unberührten Leib umhüllt hat mit dem schneeigen Mantel: — auch ihr gilt mein Hoch! — Aber die dritte? — Errathet ihr sie nicht, Freunde, die kecke Vorkämpferin im großen Freiheitskampfe der Völker, — die Emanzipirte, die sich losgesagt hat von der Zwangsjacke der Etiquette, — die holde Schöne, die im kriegerischen Waffenrock hier in unserer Mitte sitzt, — die hochherzige „Jungfrau

von Malters? — Den drei Jungfrauen sei dieß volle Glas gebracht!" —

Schwalbe hatte seinen Toast nicht übel ausgedacht. Franziska fühlte sich von der feinen Schmeichelei gekitzelt. Wer nicht anstieß, der riskirte als ein schlechter Patriot und zugleich als ein ungalanter Flegel sich darzugeben.

Nichts destoweniger ging seine schlaue Berechnung zu Schanden.

Einige gute Freunde Fritz Waldmanns, welche an ein ernstes Verhältniß zwischen ihm und Franziska glaubten, hatten mit Mißmuth die Cour bemerkt, die Schwalbe unverhehlt dem Fräulein machte. Zudem waren die Artikel des Schwalbe'schen Moniteurs den meisten Anwesenden noch in allzufrischer Erinnerung. Allianzen zwischen politischen Größen, die sich Tags zuvor in den Zeitungen ausgehudelt haben, sind zwar eine sehr häufige Erscheinung in unsrem öffentlichen Leben. Aber warum sich mit dem literarischen Proletarier versöhnen, — jetzt, da man ohne ihn gesiegt und ihn nicht brauchte? —

Schwalbe hatte kaum das letzte Wort seines Trinkspruches ausgesprochen, als von einer kräftigen Faust ein Glas dermaßen auf den Tisch abgestellt

wurde, daß die Scherben klirrend auseinander fuhren.

„Wer mit dem Schwaben anstoßt, hat es mit mir zu thun,“ — rief zugleich ein dröhnender Bierbaß. „Ich frage, was hat der bezahlte Zeitungsschmierer hier zu schaffen?“ —

„Ausschnüffeln, was wir treiben, um sich ein Trinkgeld zu verdienen.“

Das war Verläumdung. Der bernische Cincinatus hatte sich längst in sein Landhaus am Bielersee zurückgezogen und dem weiland Polizeiminister stand kein Credit mehr zu Gebot Spürhunde zu honoriren. Nichtsdestoweniger rief es von allen Seiten: „Hinaus mit dem Spion, dem Verräther!“ —

Franziska wollte für den Schützling ihrer heutigen Laune interveniren, aber der Barrikadenprofessor faßte sie abwehrend bei der Hand: „Laß das, Fränzl! Laß der Volksjustiz ihren Lauf!“ —

Die kräftige Faust, welche soeben das Glas in Scherben geschlagen hatte, übernahm die Vollziehung des einstimmigen Urtheils. Sie packte den unzeitigen Toastbringer beim Kragen und warf ihn ohne weitere Umstände zur Thüre hinaus. Da man sich glücklicher Weise zu ebener Erde befand, verursachte dieser unfreiwillige Rückzug dem

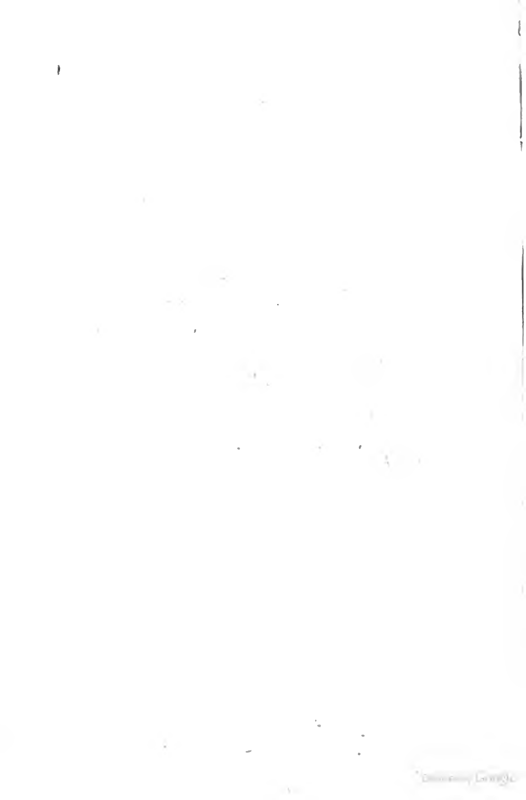
Literaten Schwalbe keine andere physische Unannehmlichkeit, als einige blaue Flecke, welche durch die zu nahe Berührung seiner Gliedmassen mit dem harten Pflaster verursacht wurden. —

Es war dieß die erste von wenigen nur bemerkte Aeußerung der Reaktion der öffentlichen Meinung in der Schweiz gegen die „Schwaben."

Ende des vierten Buches.

Fünftes Buch.

1847.



Erstes Kapitel.

Die zwölfte Stimme.

Zum siebenten Mal seit dem Versöhnungsfeste von 1840 hatten die alten Linden des Fögetz junges Laub getrieben. Mindestens sieben Pütsche hatte die Schweiz seither erlebt. Aber so hoffnungsgrün als je leuchteten dieses Jahr die Lindengipfel im Maisonnenlichte und die Staarmatzen, die in den hundert Astlöchern der knorrigen Bäume ihre Nester bauten, sangen und zwitscherten so lustig, als ob in der Eidgenossenschaft Alles im besten Bleie läge.

Um so bedenklicher und sorgenvoller sahen die Männer aus, welche in ein eifriges Gespräch vertieft die Lindenallee hinaufwandeln und um ganz andere Dinge sich zu kümmern scheinen, als um den wunderherrlichen Maiabend und den duftenden Blüthenschnee, der ringsum alle Obstbäume deckt.

Wir bemerken unter den Lustwandelnden Fritz Waldmann.

„Sie trutzen drüben im Sonderbundslager und rüsten und pochen auf ihr gutes Recht, welches alle großen Mächte, Guizot nicht minder als Metternich anerkannt hätten, und höhnen uns, die wir nicht einmal im Stande seien, an der Tagsatzung eine Mehrheit zusammenzubringen. Wie sollten wir da, in die Zwangsjacke des Fünfzehnerbundes eingeschnürt, über unsere Ohnmacht nicht rasend werden?"

Der alte Herr, an welchen Fritz diese Worte richtete, schüttelte mit feinem Lächeln den Kopf: „Nur nichts überstürzen, — nur den Apfel hübsch reifen lassen! Auch für den Sonderbund wird die Zeit kommen, da wir ihn vom Zweige werden schütteln können. Anderes wird ebenfalls reif werden mit der Zeit. Nur hübsch ruhig zuwarten, junger Hitzkopf!"

„Da müßte man ja Fischblut in den Adern haben. Und was soll am Ende bei diesem ewigen Zögern und Zuwarten aus der Schweiz werden? Ein zweites Krakau mit einem Ländlerregiment! — Ich hälfe dreinschlagen, dieweil es noch Zeit ist!" —

„Und noch einen dritten Freischaarenzug zum Besten geben; sind ja doch die zwei ersten so charmant ausgefallen! Freilich — eine romantische Flucht

über Bramegg und Napf wäre schon noch einmal mitzumachen; aber jene, welche in der Jesuitenkirche gefangen lagen, fanden den Spaß nicht halb so lustig."

Fritz biß sich bei diesem in's Fleisch dringenden Sarkasmus seines grauköpfigen Begleiters in die Lippen. Da fand er von anderer Seite her unvermutheten Beistand.

„Ich halt' es mit Ihnen, Waldmann. Dreingeschlagen muß werden! Losbrechen muß das Wetter, donnern und blitzen, daß es uns unter den Füßen zittert; — dann erst dürfen wir wieder auf hellere, ruhigere Tage hoffen." —

Mit dem Herrn, der so sprach, haben wir schon vor sieben Jahren am Solothurnerschießen Bekanntschaft gemacht. Er ist seit der Zeit nicht jünger geworden; aber noch immer trägt er sein schwarzes Halstuch nur lose um den Hals geschlungen und den Hemdkragen weit übergelegt,— noch liegt in seinen schmalen Lippen der Ausdruck eiserner Willenskraft und in den grauen Augen die gleiche durchdringende Schärfe des Blickes. Erfreut schaute Waldmann auf.

„Diese Worte lassen mich hoffen, daß ich nicht umsonst gekommen bin, — daß auch das katholische Solothurn im entscheidenden Augenblick

nicht wanken — nicht zurückweichen wird auf der Bahn, auf welcher allein die Schweiz noch gerettet werden kann." — Der Herr mit dem umgelegten Hemdekragen antworte mit einem vielsagenden Blicke; der andere von Fritzens Begleitern sprach: „Nur Alles hübsch reifen lassen!" —

Indem die drei Männer, deren Gespräch nun eine bestimmtere Richtung erhielt, dasselbe mit gedämpfter Stimme fortsetzten, verließen sie die Lindenallee des Fögetz und gelangten, dem Weg nach der Einsiedelei folgend, bis auf jenen Punkt, wo eine in Marmor ausgehauene Hand nach einem bekannten und vielbesuchten Biergarten weist. Unbedenklich folgten sie dem steinernen Wegweiser.

Die zwei ältern Herren, in deren Gesellschaft wir unsern Freund Waldmann betroffen haben, waren die Lenker der Geschicke einer souveränen Republik und hatten so viel zu regieren, als mancher deutsche Staatsminister. Dennoch folgten beide — und mit ihnen beinahe die ganze Schule der aus den kleinen Landstädten hervorgegangenen Staatsmänner der Dreißigerperiode — der spießbürgerlichen Sitte, des Abends nach den Bureaustunden in's Wirthshaus zu gehen und dort beim Schoppen unter verständigen Gesprächen sich von

der Tagesarbeit zu erholen. Wir dürfen uns deßhalb nicht wundern, wenn wir sie an einem der steinernen Tische Platz nehmen sehen, die hier unter grünen Lauben und zwischen blühenden Gebüschen, mit ruthengeflochtenen Stühlen umstellt, der durstigen Gäste harrten.

Ein glorioses Plätzchen, wo sich die drei Männer niederließen, von welchem aus man ein schön Stück Schweizerland überschauen konnte! — Grad gegenüber glitzerten die Firnen der Berneralpen und herwärts grünten und blühten die fruchtbaren Thäler der Emme und der Aar mit ihren Korn-, Klee- und Repsfeldern. Etwas links sah man den schwarzen Pilatus und den duftumwobenen Rigi sich erheben und zwischen beiden die weißen Scheitel der Unterwaldner- und Urnerberge. Noch östlicher verschwammen in violetrothem Dunste die Glarnerriesen und der ferne Sentis. In seiner grünenden blühenden Pracht lag das Land lächelnd da gleich einem Paradies, wo ewiger Friede herrscht. Aber die Leute, die da an der Aar' und der Emme wohnten, waren schlagbereit, sich über ihre Brüder zu werfen, die dort am Fuße des Pilatus hausten. Und drinnen im tiefinnersten Herzen der Schweiz, aus welchem der Bristenstock und das Scheerhorn

herüber blickten, wo einst Vater Tell die Gemsen jagte, — da scheuten sie sich nicht, den alten Erbfeind um Hülfe anzurufen, um mit ihm im Bunde den jüngern Eidgenossen das Gesetz zu schreiben. — Auf jenen grünen Feldern und Matten, unter jenen blüthenschweren Bäumen keimte und sproß die Drachensaat des Bürgerkriegs.

Die neuen Gäste hatten noch nicht lange ihre Schoppen vor sich stehen, so näherte sich ihnen grüßend der Wirth. Eine plastische Gestalt, dieser Mann in Hemdärmeln mit dem breiten Nacken, dem sonnengebräunten Gesicht, den buschigen Brauen und dem Krauskopf, der damals eben anfing vom tiefsten Schwarz in's Graue hinüber zu schillern. Es war aber auch kein gewöhnlicher Wirth und Brauer, der da — fest wie aus Stein gehauen — vor seinen Gästen stand. Die Knechte und Mägde, die Rosse und Rinder, die sich dort drunten um Haus und Scheuer rührten und tummelten, — die schweren Lastwagen, die Winden und Krahne, die dort herumstanden, ließen auf ein großes und mannigfaches Getrieb und Gewerbe schließen.

Die Frage: „wie läuft das Geschäft?" war keine bloße Phrase von Seite des solothurnischen Staatsmannes, der sie stellte; denn die Steinbrüche,

welche der Gefragte in Pacht hatte, waren eine Erwerbs- und Nahrungsquelle für Hunderte der ärmern Bewohner der Umgegend. Die Antwort leitete sich durch ein bedenkliches Kopfschütteln ein.

„Wenn's nicht bald wieder Ruhe und Frieden gibt im Ländchen, so kann ich's aufstecken. Bei uns geht's nicht, wie das Sprichwort meint, welches von den bauenden Königen handelt; hie zu Land müssen die reichen Bauern bauen, dann haben wir Andern zu thun. Aber heutzutag vergraben jene ihre Thaler in den Kellern und es fällt keinem ein, auch nur ein neues Waschhaus aufrichten zu lassen. Da kann ich dann freilich meine Steinhauer nach Hause schicken, meine Hämmer und Brecheisen in die Rumpelkammer stellen und meine Pferde in den Ställen steif werden lassen."

„Laßt Euch um Eure Gäule nur nicht bange werden," — erwiederte der Herr mit dem umgelegten Hemdekragen, indem er den Steinhauermeister mit einem forschenden Blicke fixirte. „Spannt Ihr Euere Rosse nicht mehr vor Euere Lastwagen, so können wir sie vielleicht bald vor den Kanonen brauchen."

Der graue Krauskopf hielt ruhig den Blick seines Gastes aus. „Ihr glaubt vielleicht, ich

fürchte mich vor dem Krieg? Nur drauf los! Ein fermer Hosenlupf, daß man sehe, wer Meister ist! Dann kommt's vielleicht wieder gut. Aber bei diesem faulen Frieden, wo keiner dem andern traut, da ist's schlimmer für Handel und Gewerb als mitten im Krieg." —

Waldmann, dessen geheime Mission darin bestand, für den Krieg zu werben, horchte erfreut auf.

„Das ist ein verständiges Wort," — sagte er beifällig. „Es gibt Augenblicke, wo selbst der Friedfertigste Krieg wünschen muß, eben um des Friedens willen."

„Es muß Alles reif werden, selbst der Krieg," — bemerkte der ältere der beiden Begleiter Waldmanns.

Kaum waren diese Worte gesprochen, als ein Kanonenschuß, der in nächster Nähe des fliederduftenden Biergartens abgebrannt worden war, die Flaschen und Gläser auf dem steinernen Tisch erklirren und die Gesellschaft, welche um denselben versammelt war, unwillkürlich aufschrecken machte.

„Wenn man vom Wolf spricht, so ist er gewiß in der Nähe," — bemerkte lächelnd der Herr mit dem feinen milden Gesicht. „Wir diskurirten vom Krieg und schon fängt es an zu kanoniren."

„Eine Hochzeit oder Kindstaufe," meinte der Wirth. „Mein geringster Handlanger in der Steingrube thät' es nicht anders, als bei solchen Gelegenheiten ein Paar Pfund Pulver draufgehen zu lassen."

Wieder ein donnernder Knall, der über die Köpfe der Gesellschaft wegfuhr, in den Schluchten des Jura sein Echo fand und endlich dumpf rollend langsam verhallte. — Drei, vier, fünf — — zwölfmal wiederholten sich die Schüsse in regelmäßigen Zwischenpausen.

„Das ist keine Kindstaufe," — verbesserte sich der Wirth. „Ich glaube, es ist die Stimme der Längendörfer Nachtigall."

Da ergriff der Staatsmann mit dem umgelegten Hemdekragen sein Glas und sprach mit bedeutsam accentuirter Stimme: „was diese Freudenschüsse bedeuten, will ich Euch verrathen; es ist kein Familienfest, es ist der gesunde offene Krieg, den Ihr soeben herbeiwünschtet, Meister Steinhauer, — es ist der Krieg, der endlich reif geworden ist und nur noch eines Lüftchens harrt, um uns in den Schooß zu fallen. Diese zwölf Schüsse, meine Herren, sie feiern den Wahlsieg der Liberalen in St. Gallen, — sie verkünden, daß nun die zwölfte Stimme zum rechtskräftigen

Beschluß der Auflösung des Sonderbundes gewonnen sei, — sie verkünden, kurz gesagt, den Krieg. Also auf's Wohl des Krieges, meine Herren!"

Waldmann stieß, freudig aufgeregt, an. Aber der Graukopf schüttelte wieder bedächtig sein Haupt: „Seit wann kommt zwölf vor eilf? Hat Solothurn, welchem ja bekanntlich die Eilfzahl heilig ist, seine Stimme schon abgegeben? Wird der fromme Sanct Urs das Schwert ziehen wollen gegen seine katholischen Brüder in den Urkantonen?"

„Dafür lass' mich sorgen, Freund," — erwiederte ihm sein Kollege. „Wenn je meiner Rede Gewalt einen Gegner niederzudonnern vermochte, so soll es den Furchtsamen geschehen, welche uns mit seidenen Vorhängchen gegen das Gewitter abschließen möchten, das schon in der Ferne rollt, — gegen das Gewitter, das uns wieder reine, gesunde Luft verschaffen soll. — Sie sehen," — wendete er sich zu Waldmann, indem er ihm die Hand reichte, — „daß Sie einen zuverlässigen Alliirten und warmen Fürsprech in uns'rem Rathe haben werden." —

Ein jubelndes Getümmel näherte sich von der Seite her, wo die Schüsse gefallen waren. Es

war die Kanonenwache, eine Anzahl sogenannter Längendörferschützen, deren einige Fritz Waldmann schon Anno einundvierzig zur Zeit der Kasernenpermanenz, andere zur Zeit der Freischaarenzüge hatte kennen lernen. Diese Prätorianer oder Janitscharen des radikalen Diktators, wie ihre politischen Gegner sie nannten, hatten eine gute Dosis Bummlernatur im Blute und kamen nun das wichtige Ereigniß, welches ihre neue Kanone „Unverzagt“ dem Lande verkündet hatte — die alte, mit Namen „Vorwärts“, war bei Malters in die Hände der Sonderbündler gerathen — mittelst einiger Flaschen zu feiern. Erfreut, die beiden Altmeister ihrer Partei hier zu finden, gruppirten sich die „Chutzen“ mit ehrerbietiger Vertraulichkeit um den Tisch, wo **Waldmann** und seine Begleiter saßen.

Da der Mensch, gehöre er nun zur Partei des Fortschritts, des Stillstandes oder des Rückschritts, wenn er die Fertigkeit nicht besitzt, sich selbst ein Urtheil zu bilden, einer Autorität bedürftig ist, so lauschten die „Chutzen“ sehr gespannt und aufmerksam auf das Gespräch, welches sich begreiflicherweise um die Tagesfrage drehte. Was die beiden Koryphäen sprachen, wurde als Orakelspruch im Gedächtniß einregistrirt, um am fol-

genden Tage auf dem Wege mündlicher Ueberlieferung von Wirthshaus zu Wirthshaus als Schlag- und Stichwort der Partei weiter verbreitet zu werden. Machte einer den gewagten Versuch, eine eigene Meinung durchfechten zu wollen, so mahnten ihn einige wohl applizirte Sarkasmen an die der Partei schuldige Disziplin. So sehr Waldmanns Gefühl sich durch diese eiserne Handhabung des liberalen Despotismus verletzt fühlte, so konnte er doch seine Bewunderung den Männern nicht versagen, welche durch das einzige Mittel der Geistesüberlegenheit und in schlichtester Form ihre Anhänger an solche Subordination gewöhnt und eine Masse der widerborstigsten Elemente zu einer kompakten Partei zu vereinigen und Jahrzehnte lang zusammenzuhalten gewußt hatten.

Unterdessen war der lange Frühsommertag zur Neige gegangen und der orangengelbe Mond stieg hinter den fernen Appenzellerbergen empor, während ein aus blauem Duft gewobener sogenannter Heunebel den nahen Jura, über dem noch das Abendroth leuchtete, mit einem halbdurchsichtigen Schleier umflorte.

Die beiden Altmeister, die an einer strengen Hausordnung festhielten und nur in sehr drin-

genden Fällen die Suppe zu versäumen pflegten, die Schlags neun Uhr daheim auf dem Familientische stand, bezahlten jeder seinen Schoppen und brachen auf. Fritz Waldmann, der dieselben in die Stadt zurückzugeleiten gedachte, wurde jedoch von seinen alten Bekannten unter den „Chutzen" halb mit Güte, halb mit Gewalt zurückgehalten, welche nun erst die rechten Batterien — wohlverkorkter Flaschen aufführen ließen. —

Das Abendroth war längst verglüht und der silberweiße Mond stand beinah' im Zenith, als die Längendörferkanonenwache noch nicht von ferne an den Zapfenstreich dachte, sondern noch im besten Zuge war, Sonderbündler und Weinflaschen zu vertilgen. So schön die Nacht war und so lieblich die Fliederbäume dufteten, so hatte Waldmann schon zu viele solcher attischen Nächte mitgemacht, als daß er jetzt besondern Spaß dabei gefunden hätte. Er entfernte sich, sein Quartier zu suchen, allein und um so unbemerkter, als sich bereits ein ziemlich dichter Nebel nicht sowohl über die Landschaft als in die Köpfe der flotten Gesellen gelagert hatte.

Sein Weg führte ihn wieder durch die Lindenallee des vormaligen Schützenplatzes. Wie still war es nun da, wo einst das Festgewimmel

gewaltet! Längst wieder hatte der Pflug vom Boden Besitz ergriffen, in dem einst die Tische und Bänke der „Speischütte" eingerammt waren; wo damals die Rednerbühne stand, zirpte nun zwischen wallenden Roggenhalmen eine einsame Grille. In den Gipfeln der Linden wehte ein leiser Luftzug und es rauschte, als Waldmann so einsam darunter wegschritt wie ein geheimnißvolles Flüstern zu seinen Häupten. Es wollte ihn bedünken, als sängen dort oben leise Geisterstimmen: „Nur keck voran trotz Blut und Wunden! Nur nicht verzagt! Dann Heil dir, Heil, du neugebornes Schweizerland!" —

Eigentlich waren es nicht genau diese Worte, die durch die stille Nachtluft summten, und auch nicht die Stimmen von Geistern, welche im Mondschein auf den Wipfeln der Fögetzlinden sich wiegten, sondern die „Chutzen", die noch immer im Biergarten saßen und deren verhallender Gesang:

„Wir werden nicht erzittern,
„Ob Fels und Eiche splittern" —

in unbestimmten Tönen bis hieher drang. —

Zweites Kapitel.

Ein Sonntag auf dem Lande.

Es war von höchster Wichtigkeit, daß sich das katholische Solothurn den energischen Maßregeln gegen die Sonderbundskantone anschließe; sonst hätte der Kampf ja wie ein Religionskrieg ausgesehen, welchen Anschein die Häupter der Liberalen, wenn immer möglich zu vermeiden trachteten. Fritz Waldmann meldete den guten Erfolg seiner offiziösen Sendung schriftlich seinen politischen Freunden und durfte sich jetzt um so eher einen kleinen Abstecher nach Matstetten erlauben, wo er — von öffentlichen und Privatgeschäften abgehalten — seit Monaten schon sich nicht gezeigt hatte.

Es war Sonntag, als er im bescheidenen Einspänner vor der Schloßscheuer vorfuhr. Der alte Schloßhans kehrte eben in blanken Hemdärmeln von seiner sonntäglichen Inspektionswanderung um Felder und Matten zurück. Es schien Fritz, als ob eine Falte der Kümmerniß sich an

die andern Falten und Runzeln des wettergebräunten Gesichtes gereiht habe. Um so frischer sah Bäbeli aus; die Rosenknospe war zur entfalteten Rose geworden. Das Mädchen fiel dießmal dem Bruder nicht wie sonst um den Hals; aus dem leisen Erröthen zu schließen, war es jungfräuliche Scheu, welche es zurückhielt. Dafür reichte es ihm die von der Frühlingssonne gebräunte runde kleine Hand und begrüßte ihn mit dem freundlichen Vorwurf: „seit seine Freunde große Häupter geworden, sei der Weg nach Matstetten mit Schein länger geworden, als er früher gewesen.“ — Fritz, dem allemal das Herz im Leibe lachte, wenn er in Bäbeli's klare braune Augen schaute, schloß der Schwester den Mund mit einem herzhaften Kuß. Dann frug er: „Was macht die Mutter?“ — Bäbeli deutete auf die halbgeöffnete Kammerthür; dort lag sie, wie vor Jahren schon, gleich einer blassen, stummen, regungslosen Bildsäule, nur fand sie Fritz etwas magerer und hinfälliger als das letztemal. Er ging leise hinein und ergriff ihre kalte fleischlose Hand. Als ob sie darob erschräcke, zog die Schloßbäuerin die Hand zurück und fiel dann wieder in die frühere bewegungslose Apathie.

Bäbeli deckte heute, dem Bruder zu lieb, den

Tisch im Freien unter der Linde, welche die Schloßscheuer vor dem ersten Anprall des Westwindes schützte. Waldmann mußte den Ehrenplatz zwischen dem Vater und der Schwester einnehmen. Als um die Essensstunde Knechte und Mägde herbeikamen, das untere Ende des Tisches zu besetzen, gingen sie erst eins nach dem andern dem „Herrn Fürsprech", den manche unter ihnen als Fritz, dem kein Baum zu hoch und kein Graben zu breit war, gekannt hatten, freundlich grüßend die Hand zu reichen. Das Mahl wurde eingeleitet mit einer kräftigen mittelst allerlei selbst gezogener Kräuter gewürzten Kartoffelsuppe; kam dann eine Platte dampfenden Sauerkrauts, einerseits flankirt von Kartoffeln, die keineswegs in einer Schüssel, sondern in einem blanken Weidenkörbchen aufgetragen wurden und mit geplatzter Haut äußerst einladend den Tischgenossen entgegen lachten, — andererseits von einer Pyramide, die aus frischem und geräuchertem Rind- und Schweinefleisch aufgebaut war und zur Basis ein rundes Brett von weißem Ahornholz hatte. Das Ehrengericht für den auf Besuch gekommenen Sohn war ein goldgelber „Eierdätsch", welchen Bäbeli eigenhändig verfertigt hatte. Gespeist wurde von blankglitzernden Zinntellern, da Schloßhaus noch

immer die alte Ansicht hegte, währschaftes sauberes Zinn sei das Silberzeug des Bauern, auf welches er eben so gut seinen Stolz setzen dürfe, als die Herrschaften auf ihre dünnen vergoldeten Theelöffelchen.

Während dem Essen drehte sich das Gespräch, wie damals wohl überall in der Schweiz, um die Tagesfrage, um Krieg und Frieden. Der alte Bauer schüttelte bedenklich das Haupt mit der schneeweißen Zipfelkappe: „der liebe Gott wolle das Schweizerländchen vor fremdem Kriegsvolk bewahren, aber die Zwietracht lockt sie herbei. Davon können wir Alten reden, welche die Erfahrung haben. Was rief Anno achtundneunzig die Franzosen in's Land und Anno vierzehn die Kaiserlichen, als unsere Händel? Aber das fremde Kriegsvolk muß dann der Bauer füttern. Darum wäre ich für den Frieden im Schweizerländchen." — „Ihr habt recht, Vater", — erwiderte Fritz. „Friede soll in unserem Schweizerhaus herrschen. Aber wenn zwei einen alten Zorn gegen einander haben, ist's da nicht besser, sie packen einmal gründlich aus, und nehmen sich, wenn's sein muß, bei den Köpfen; damit man wisse, wer der stärkere sei, als daß sie ihren Groll Jahre lang im Herzen herumtragen; so bleiben sie ihrer Lebtag Feinde, während zwei,

die zusammen einen tüchtigen Hosenlupf gewagt haben, nachher die besten Freunde werden können." — So machte Waldmann auch hier Propaganda für den Krieg.

Während dem Essen blieb Bäbeli keineswegs hinter dem Tische sitzen und ließ sich von den Mägden bedienen, sondern hatte ihr Auge nicht minder in der Küche als auf der Tafel. Vielleicht liegt hierin der Grund, warum beim Schloßbauer noch niemals ein alter Strumpfbändel im Sauerkraut gefunden worden ist und auch keine zwei schwarze Punkte in der Milchschüssel entdeckt wurden, welche sich bei näherer Untersuchung als die äußersten Zipfel der Schwänze zweier elendiglich ertrunkenen Mäuse herausstellten, — was einer Sage nach einmal in einem vornehmen Bauernhaus vorgekommen sein soll. Und doch hatte Bäbeli den ganzen Schiller gelesen, und wußte, wo's Noth that, selbst auf französisch Bescheid zu geben, was es zwar nicht in der Pension, sondern auf dem Schlosse bei Fräulein Mathilde gelernt hatte. — Aber obgleich Bäbeli den goldenen Pfannkuchen selber buck, der das Ehrengericht für Fritz bildete, so entging ihm doch kein Wort, das bei Tische gesprochen wurde und keine Miene, die sich dort veränderte. Den leisesten

Wunsch des Bruders hatte die Schwester errathen und erfüllt, fast bevor sich Fritz selbst dessen bewußt geworden war.

Als der „Melker", der „Karrer", die „Jungfrau" und die übrigen dienstbaren Geister den Tisch bescheidentlich verließen, erschien Bäbeli mit schwarzem Kaffee, den es ebenfalls eigenhändig bereitet hatte.

„Du kleine Hexe", — rief Fritz, — „wer hat dir verrathen, daß ich eben daran dachte, wie hübsch es wäre, hier im Grünen bei einer Tasse Kaffee und einer Cigarre noch ein Stündchen zu verplaudern?"

„Das hat mir mein kleiner Finger gesagt", — erwiderte das Mädchen neckend. „Jetzt wollen wir es uns aber auch recht wohl sein lassen" — fuhr Fritz fort, schob seinen Stuhl bei Seite, lagerte sich auf den Rasen und lehnte den Rücken an den alten knorrigen Stamm der Linde. Bäbeli ließ sich neben ihm auf die Kniee nieder und reichte ihm dienstfertig die Tasse. Der alte Bauer ließ nicht ohne Wohlgefallen den Blick auf seinen beiden Kindern ruhen, die, so wenig ähnlich sie sich sonst sahen, doch beide als Modelle schöner, kräftiger und gesunder Schweizernaturen hätten dienen können: Bäbeli mit den braunen klaren

Augen, dem blühenden Gesicht und den runden zierlich gedrechselten Formen, die von der kleidsamen Bernertracht noch gehoben wurden, — Fritz mit dem den meisten Schweizern eigenen starkentwickelten Knochengerüste und Muskelsystem, aber hochgewachsen und mit einem gewissen seine starken Brauen und seine Adlernase umspielenden Etwas, welches zum Wahne hätte verleiten können, seine Ahnen hätten nicht sowohl die Sense als das große zweihändige Schlachtschwert geschwungen. Aber das behagliche Lächeln, welches einen Augenblick, gleich einem Sonnenblick durch Wolken das Gesicht des Schloßbauern beschienen, flog nur so darüber weg und machte bald wieder dem Grau des verdeckten Kummers Platz, welchen der Sohn schon bei seiner Ankunft in einer der Runzeln entdeckt hatte, die wie die Furchen eines frischgepflügten Ackers dessen Stirne quer durchzogen.

Fritz suchte mit einem fragenden Blicke bei der Schwester Auskunft. Bäbeli sprang vom Rasen, wo es neben dem Bruder kniete, auf, eilte behend wie ein Eichkätzchen in's Haus und erschien im Augenblick wieder mit des Vaters großer brauner silberbehelmter Ulmerpfeife, die der Bauer nur bei besonders festlichen Gelegenheiten zu

rauchen pflegte. „Heute, Vater“, sagte es, „wo Alles so schön blüht und grünt, jeder Kirschbaum und jeder Apfelbaum wie ein Hochzeitsmaien da steht und der Lewat dort am Rain ausgebreitet liegt wie ein Teppich von glitzernden Goldfäden und der Fritz wieder einmal zu Hause ist, da mußt du deine Feiertagspfeife rauchen, welche dir der Junker Oberherr zum Präsent gemacht hat, — du weißt wohl wann.“

Der Bauer schaute nicht ohne wehmüthige Rührung, die sich durch ein Zwinkern der Runzeln umwobenen Augen kundthat, erst den Pfeifenkopf mit dem schweren silbernen Beschläg und dann die blühenden Bäume und die grünen Matten an. „Das ist's eben, was mich bemüht, daß ich vielleicht noch in meinen alten Tagen der Schloßscheuer und Allem, was dazu gehört, werde den Rücken wenden müssen.“ —

Fritz frug verwundert: „wie meinst du das, Vater?“ —

„Schon der Großvater war Schloßbauer gewesen“, — fuhr der Bauer fort. „Du, Fritz, hast freilich den Pflug mit der Feder vertauscht; aber ich hatte so bei mir selber bedacht: vielleicht bekommst du einen braven Bauernsohn zum Tochtermann, der wird dann Schloßbauer, wenn du

stirbst. Mir war's, als wäre die Schloßscheuer für keinen Fremden gebaut. Nun, leider, wird's anders kommen. Der Junker Oberherr ist ein Paar Jährchen älter als ich, auch nicht aus so hagenbuchigem Holz. Den Tag, wann wir ihn zu Grabe tragen, hab' ich aufgehört Schloßbauer zu sein." —

Fritz hatte von Theophils verunglückter Melkprobe am Markte zu Klotzwyl gehört. Er errieth, was jener sagen wollte, und erwiederte: „Du hast dir einen hübschen Sparpfennig zurückgelegt, Vater, — ich weiß es; und für meinen Theil hab' ich die Feder auch nicht ganz umsonst geführt. Kommt die Stunde, von welcher du sagst, so kaufst du dir dann eigen Haus und Hof und hängst von keiner Junkerlaune mehr ab." —

Der Bauer schüttelte trüb den Kopf. „Und vermöcht' ich's auch ein eigen Heimwesen zu haben und ginge des Morgens früh an's Grasen und an jedem Halm und Gras hinge ein Thautropfen, — könnte ich dann sagen: diese Thautropfen alle sind lauter Schweißtropfen von mir und vom Vater und vom Großvater? — Ich müßte denken: es ist fremder Schweiß. — Hier in der Schloßscheuer ist meine Heimath und am liebsten wäre mir's, wenn ihr mich und den

Junker Oberherrn am gleichen Tage dort hinauftragen würdet unter den alten Hollunderbaum."

Obwohl der Bauer den angebotenen Trost für sein Leid von sich gewiesen, so hatte es ihm dennoch wohlgethan, einmal sein Herz zu leeren. Nicht ohne ein gewisses Behagen stopfte er sich jetzt seine Festpfeife, die er vom Gutsherrn zum Andenken an die Nacht erhalten hatte, da er das Schloß vor Feuersgefahr errettet — und ging dann hin, wo es ihm heimlicher war als hier im Rasen unter dem Lindenblätterdach, auf das „Stallbänkli." Es ist dieß der schmale hölzerne Sitz neben der Stallsthüre, — das Lieblingsplätzchen jedes ächten Bauers, von wo aus er die Athemzüge aller seiner lieben Häupter, nämlich der gehörnten, die am vollen Barren stehen, zählen kann. Dort blies er nun den Dampf seines Dreikönigen-Knasters in dichten Stutzwolken, während Fritz, zu welchem sich Bäbeli wieder in den Rasen niedergelassen hatte, von seiner Cigarre feine blaue Flockenwölkchen in die Zweige der Linde hinaufwirbeln ließ.

Ganz unerwartet trat der Junker Oberherr, der Fräulein Mathilden am Arme führte, um die Hausecke. Schloßhans stand vom Stallbänkchen auf und entblößte sein wettergebräuntes Haupt.

Auch Waldmann erhob sich beim Anblick des greisen Herrn und des Fräuleins. Herr von Matstetten stutzte vor der Erscheinung des jungen Mannes. Das unerwartete Zusammentreffen hätte einen Augenblick allgemeiner Verlegenheit hervorgerufen, wenn nicht Mathilde mit ruhigem Lächeln dem Bäbeli die Hand gereicht hätte.

„Ich kam nachzusehen," — sagte sie, — „warum du dich heute noch gar nicht blicken ließest; den für sich selbst sprechenden Entschuldigungsgrund muß ich schon gelten lassen."

Hierauf wandte sie sich an den Vater. „Sollten Sie diesen Herrn etwa nicht mehr kennen, lieber Papa, so habe ich die Ehre, Ihnen in ihm einen uns'rer enragirtesten und gefährlichsten Radikalen, den gewesenen Freischäärler Fritz Waldmann vorzustellen." —

„Hätte Herr Waldmann die Erfahrungen erwerben können, die ich mit meinen weißen Haaren bezahlen mußte," — erwiederte der Schloßherr, — „so würden sich unsere politischen Anschauungen vielleicht näher stehen." —

„Insofern mindestens denken wir gleich," — lautete Waldmanns Antwort, — „daß wir beide auch im Gegner den Ehrenmann zu schätzen wissen." —

Diese ebenso galante als feste Antwort schien dem Junker Oberherrn nicht zu mißfallen; er ließ mindestens das Auge nicht ohne Wohlgefallen auf dem jungen Manne ruhen und sagte dann zum Schloßbauer: „Der Apfel ist nicht so weit vom Baume gefallen, als ich glaubte. Gebt's noch nicht auf, Hans! Euer Sohn kann doch noch einmal ein guter Altberner werden.“ — Worauf er grüßend den Hut lüftete und seinen Spaziergang durch den goldenen Strahlenregen der Maisonne, durch Blüthenduft und Wiesengrün weiter fortsetzte.

„Nicht wahr, Papa,“ — neckte Mathilde, als sie die Schloßscheuer hinter sich hatten, — „ich habe keinen so ganz schlechten Geschmack, als Theophil und die Chanoinesse Euch glauben machen wollten?“ —

„Ich muß gestehen, daß dieser junge Mann anständiger sich benimmt, als ich es für einen Radikalen möglich hielt; wer's nicht wüßte, würde ihm den Freischäärler kaum mehr ansehen. Wärest du nicht ein so verständiges Mädchen, so könnte ich diesen stolzen Bauernsohn für gefährlich halten.“ —

„Auf meinen Verstand könnt' Ihr um so fester bauen, lieber Papa, als ich ja nicht mehr so fern

von jenem Alter bin, wo diese Gottesgabe selbst bei den Schwaben einzukehren pflegt," — replizirte das Fräulein. —

Nicht lange nachher ließ auch Fritz seinen Einspänner in Bereitschaft setzen; seine karg zugemessene Zeit, welche nicht minder von politischen als von Berufsgeschäften in Anspruch genommen war, ließ es nicht zu, daß er unter dem väterlichen Dache die Nacht zubrachte.

„Bist du auch dabei, wenn's Krieg gibt?" frug Bäbeli beim Abschied.

„Ich habe die Ehre, Hauptmann der ersten Jägerkompagnie des Bataillons Nr. 47 zu sein," — lautete die Antwort, worauf das Mädchen sich dem Bruder noch einmal um den Hals warf und dann, die Schürze vor den Augen, schluchzend in's Haus hinein ging. —

Beim nächsten großen Dorfe, welches Waldmann auf seiner Rückfahrt nach Bern passiren mußte, fand er die Straße durch einen Zusammenlauf von Menschen so sehr gesperrt, daß er sein Pferd anhalten mußte. Auf seine Frage, was hier los sei, erhielt er die Antwort, es werde ein Theaterstück aufgeführt: die Freischaaren oder Doktor Steigers Befreiung. Da Fritz theilweise selbst mithandelnde Person gewesen, so konnte er

der Versuchung nicht widerstehen, sich — wenn auch nur als Nebenperson — in Scene gesetzt zu sehen. Er kutschirte seinen Einspänner zum nächsten Wirthshaus und ließ dort sein Pferd in den Stall stellen, während er mindestens einige Scenen jenes zeitgeschichtlichen Drama's, das von den „Jünglingen“ der Umgegend agirt werden sollte, mit ansehen wollte.

Das Theater war von äußerst primitiver Einrichtung. Es befand sich in dem an das Wirthshaus grenzenden Baumgarten; den ganzen Zuschauerraum umspannte als Schranke ein langes Waschseil; die Honorationen saßen unter den Apfel- und Birnbäumen an Tischen; das Parterre-Publikum lagerte recht eigentlich par terre im Gras; die Gallerie befand sich auf den Aesten und in den Gipfeln, welche innerhalb und außerhalb der Schranken dicht mit Dorfjugend besetzt waren. Hie und da geschah es, daß ein Bube durch den unruhigen Nachbarn von seinem luftigen Sitze herunter gestoßen wurde, was dann allemal ein allgemeines Halloh und Gelächter erregte. Die Bühne bildete sinnreicherweise das regelmäßige Quadrat des Düngerstocks, der mit saubern Brettern belegt und zu beiden Seiten mit jungen Buchen besteckt worden war. Der

Hintergrund, hinter welchem hervor die agirenden Personen auftraten und hinter den sie wieder abgingen, war aus zwei Tischtüchern größten Formats gebildet, die vorhangartig an einer langen Stange hingen.

Als Waldmann herzutrat, war das Stück schon bis zur Scene beim „Lädemli" vorgeschritten. Der Kriegsrath der Freischaaren saß beisammen, präsidirt von Ochsenbein, der an einem großen Federnhut kenntlich war, — und berieth sich, ob man die Stadt in Brand schießen wolle. Geschickterweise war im Stück der edelmüthige Widerstand gegen das Bombardement, welcher die Stadt rettete, aber die Niederlage der Freischaaren herbeiführte, der Titelrolle zugeschrieben. Die Handlung der folgenden Scene, welche den zweiten Akt begann, dehnte sich über die improvisirte ländliche Bühne bis weit in den Zuschauerraum hinaus; sie sollte den Kampf bei Malters darstellen. Ein beladener Heuwagen wurde herbeigeschleppt. Der Luzerner Landsturm lag im Hinterhalt auf und hinter dem geschmückten Düngerstock, der das Wirthshaus zum Klösterli darstellen sollte. Jetzt brachen die retirirenden Freischaaren zu Pferd und zu Fuß hinter dem wirklichen Wirthshaus hervor und stauten sich vor dem Heu-

wagen; sie führten sogar eine Kanone, das Sinnbild des „Vorwärts" der Längendörfer Chutzen, mit sich, welche aus einem gelb gemalten Stück Brunnenteichel gemacht worden war. Nun trat, trotz des hellen Sonnenlichtes auch der historisch gewordene Laternenträger auf und der Kampf begann mit keinem geringen Aufwand von Schießpulver. Die Freischäärler wehrten sich wie Helden. Der Dragonerruedi hoch zu Roß agirte sich selbst. Jetzt bemerkte Fritz auch die „Jungfrau von Malters"; die Phantasie des Dichters und der ländlichen Schauspieler hatte aus ihr eine Art „Regimentstochter" mit kurzem rothem Rocke und kleinem Schnappsfäßchen am Bandelier gemacht und die Rolle war von einem hochaufgeschossenen Bauernjungen übernommen worden.

Fritz Waldmann vermochte nicht den schadenfrohen Wunsch in sich zu unterdrücken, Fräulein Franziska möchte dieses Anblicks theilhaft werden. „Was gilt's, sie würde dann nicht so bald wieder in ihre damalige äußere Hülse schlüpfen und Fackelzüge mitmachen," — dachte er bei sich selbst.

Trotz der Heldenthaten, die nun hier geschahen, mußte doch der historischen Wahrheit ihr Recht werden. Die Freischaaren mußten den Luzerner Landstürmern unterliegen. Hier war nun eine

der Effektparthien des Drama's. Schon im Aeußern waren die Landstürmer mit allem Schwung einer ländlichen Einbildungskraft ausgestattet; mit Ruß waren ihre Gesichter geschwärzt, mit Ziegelstaub waren rothe Ringe um ihre Augen gezogen und ihr Mund bis zu den Ohren vergrößert; ihre Bewaffnung bestand aus Mistgabeln, aus Dreschflegeln, aus Morgensternen mit fußlangen Nägeln beschlagen. „Drauf, auf die Freischäärler! Keiner darf lebendig vom Platz!" — rief einer dieser Satane und nun wurde dem zuschauenden Publikum eine ganze Reihe jener Schauderscenen vorgeführt, welche damals noch von Vielen für wahr gehalten, die Gemüther der Hälfte der schweizerischen Bevölkerung erhitzten. Da ward ein gefangener Freischäärler gespießt, dort ein anderer mit Flegeln todt geschlagen, ein dritter als Zielscheibe etlicher blutdürstiger Schützen an einen Baum gebunden. Die Wirkung blieb nicht aus. Ein großer Theil des Publikums brach in ein wahres Wuthgeheul aus und war im Begriff, über die fingirten Landstürmer herzufallen. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn die mit Ruß und Ziegelmehl geschminkten Wüthriche nicht in aller Eile ihre Opfer hinter den maskirten Düngerstock geschleppt und ein anderer Akt begonnen hätte.

Der Schauplatz ist nach Luzern versetzt. Wir sehen das Blutgericht über Doktor Steiger versammelt. Ein Mann mit einer feuerrothen Perrücke und einer großen grünen Brille stellt den Verhörrichter Ammann vor, — ein anderer mit fürchterlich buschigen schwarzen Augenbrauen den Staatsschreiber Bernhard Meier, — von den Freischäärlern „Blutbäni" genannt, weßhalb er auch eine hochrothe Weste trägt. Ein Dritter mit einer ausgesuchten Galgenphysionomie präsentirt sich als Polizeidirektor Siegwart. Zwei oder drei Bursche in schwarzen Kutten stellen Jesuiten vor. Die ehrwürdige Gesellschaft berathet sich: Doktor Steiger habe zwar die Stadt Luzern gerettet, aber er sei ein Feind der Jesuiten; deßhalb keine Gnade, — er muß sterben.

Kommt nun der Keßelthurm. Dr. Steiger liegt mit schweren Ketten belastet auf dem Stroh. Da schleichen die bekannten drei Landjäger herein; der Verurtheilte glaubt, sie kämen ihn zum Tode abzuholen; es sind aber heimliche Liberale, drei der edelsten unter den Eidgenossen. Sie lösen seine Ketten, sie öffnen die Thüren des gräulichen Kerkers. Steiger ist frei.

Ungeheurer Beifall und Jubel des versammelten zahlreichen Publikums. — —

Wehe dem Luzerner, der zufällig hier seinen Schoppen hätte trinken wollen! Glücklicherweise war keiner anwesend. „Fort mit den Jesuiten! Krieg dem Sonderbund!“ — scholl es aus allen Wipfeln herunter.

Waldmann warf sich bald möglichst in seinen Einspänner und fuhr von dannen. Es fröstelte ihn innerlich. Aus tiefinnerster Ueberzeugung hatte er nach Kräften an der Kriegsflamme scheuern helfen. Aber das Medusenantlitz des Bürgerkriegs war ihm selbst beim Freischaarenzug nicht so schreckhaft vor Augen getreten, als hier bei Anlaß dieser Bauernkomödie.

Drittes Kapitel.

Hie Sonderbund!

Obwohl der Sommer des Jahres 1847 nicht zu den warmen zählte, so brachte er doch manche Frucht zur Reife und zwar nicht nur jene, die an schwer belasteten Apfel- und Birnbäumen hingen. Auch der Bürgerkrieg war allmälig reif geworden, und als die ersten Mostbirnen im Kanton Zug geschüttelt wurden, da hing auch der Landesfriede nur noch so lose am Zweig wie eine zeitige Birne und wartete nur auf den ersten besten Luftzug, um herunter zu fallen.

In Luzern war bereits Alles bis an die Zähne bewaffnet. Verhörrichter Ammann hatte sein Rächerkorps organisirt. Allerlei fremde Uniformen zeigten sich auf den Gassen, — die rothe neapolitanische, die weiße österreichische und andere mehr; sie wurden von Offizieren getragen, die gekommen waren, sich dem sonderbündischen Kriegsrath zur Verfügung zu stellen.

Fassen wir einen dieser rasselnden Säbelschlepper näher in's Auge.

Seine Uniform ist weder neapolitanisch noch österreichisch, sondern eher ein Phantasiegebilde; breite rothe Streifen an den Beinkleidern lassen sich nicht vermissen, auch die Sporen an den Stiefeln fehlen nicht und auf dem Napoleonshütchen der blau und weiße Federbusch. Er kommt vom Kaffee bei der Reußbrücke, raucht **nonchalament** seine Cigarre, läßt seine Säbelscheide über das Pflaster klirren, schaut den jungen Damen, die ihm begegnen unter den Hut und schlendert flanirend beim Theater vorbei nach der Kappelbrücke, dem Lieblingsspaziergang und **rendez-vous** der **Lions** des katholischen Vororts. Dort kommt von der andern Seite her gegangen ein junger Mann in Cylinder, Glaceehandschuhen, untadelhaftem Paletot und die Lorgnette in's Auge gekniffen.

„Guten Morgen, mein Bester!“ — ruft der mit dem Cylinder jenem mit dem Schleppsäbel und dem Federbusch schon von weitem zu.

«Bonjour, cher baron,» — erwidert letzterer. „Verdammt froh Sie zu treffen! Verflucht langweilig hier, bis der Tanz einmal losgeht und wir der radikalen Canaille an den Kragen dürfen. Sie

helfen mir doch noch ein wenig durch die Straßen bummeln, bis die table d'hôte im Schweizerhof servirt ist." — „Mit größtem Vergnügen," — lautete die bereitwillige Antwort; worauf der Paletot seinen Arm in jenen des Waffenrockes legt und beide ihres Weges weiter schlendern. —

Haben uns unsre Augen betrogen? —

Keineswegs! — Der Offizier in der Phantasieuniform ist kein anderer als Theophil von Matstetten, welcher nach dem schmählichen Ausgang seines Versuchs die vaterländische Landwirthschaft zu heben und bernischer Großrath zu werden, aus seines Vaters Waffenkammer einen Schleppsäbel enthob, um denselben sammt seinem Muthe der guten Sache des Sonderbundes zu widmen und der „radikalen Canaille", an den Kragen zu gehen. — Im eleganten Herrn mit den Glaceehandschuhen und der eingekniffenen Lorgnette erkennen wir zu unserer noch größern Verwunderung unsern Freund Schwalbe. Schwalbe in Glaceehandschuhen, — Schwalbe als Baron, — Schwalbe, der Freund des jungen Freiherrn von Matstetten, — Schwalbe in der Hauptstadt des Sonderbunds und endlich Schwalbe im Begriff sich im Schweizerhof zur table d'hôte zu setzen! — —

Durchaus keine Hexerei, — nichts als Geschwindigkeit!

Als der Verfasser der Seufzer eines wahnsinnigen Härings nach seinem Toaste auf die Jungfrau von Malters so ganz sans façon zum „Leist“ hinausgeworfen worden war, schüttelte er den Staub von den Schuhen und aus seinem Rocke und setzte seinen Stab weiter. Nach manchem Wirrsal wurde ihm endlich auch einmal ein Treffer in der Lebenslotterie zu Theil; er kam dem gutbezahlenden Verleger eines ausländischen Journals in den Wurf, welcher bei der Aussicht auf interessanten Lesestoff einen Schweizer-Korrespondenten suchte. Aus den ersten goldenen Früchten dieses unverhofften Christbaums warf sich Schwalbe in ein anständiges Exterieur; die Standeserhöhung zum Baron legte er sich nur im Interesse seines Prinzipals bei, da er als solcher begreiflicherweise viel interessantere Zeitungskorrespondenzen schreiben konnte, denn als simpler Schwalbe.

Wir wollen den Herrn Theophil von Matstetten, Adjudanten mit Hauptmannsrang im sonderbündischen Generalstab und den Herrn Baron von Schwalbe zur table d'hôte nach dem Schweizerhof begleiten.

Touristen, — Vergnügungsreisende von Pro-

fession, von denen der „schönste Gasthof der Welt" bis jetzt gewimmelt hatte, waren wenige mehr zu sehen. Die nahende Kriegsgefahr hatte sie verscheucht. Der Schweizerhof sah dem Hauptquartier eines Feldlagers ähnlicher als dem Absteigequartier langbeiniger Britten und Brittinnen. Zwei Luzerner Militzen schilderten auf den steinernen Stufen vor dem Hauptportal; in den Gängen und auf den Treppen klirrten Säbel und Sporen.

Treten wir in den Speisesaal. Oben an der Tafel sitzt ein Narben- und Strapatzendurchfurchtes Gesicht mit dem dunklen Firniß, den der Pulverdampf ablagert, überzogen, — eine imponirende Feldherrengestalt, wäre der unruhige Blick des dunklen Auges und das fast unheimlich sich sträubende krause Haar nicht, das uns unwillkürlich an einen chargereitenden Husarenhauptmann denken läßt. — Sein Nachbar ist nicht von schweizerischem Schnitte; die Dressur seines Schnurrbarts, die untadelhafte Taille erinnern uns an Mailand, — erinnern uns an das Kaffee Mozza neben dem Dom und an die Träger des weißen Waffenrockes, die dort ihre sorbetti schlürfen, während von drüben, dem café del commercio, der Lombarde ihnen finstere drohende Blicke zu-

wirft. Der Herr, welcher von den Tischgenossen als Durchlaucht angeredet wird, kann, wenn er auch jetzt die weiße Uniform nicht trägt, den österreichischen Kavalier nicht verläugnen. — Sein vis-à-vis bildet den sonderbarsten Gegensatz. Es ist ein Mann von nachläßigster Haltung und Kleidung, dem ein wilder Fanatismus aus den Augen schaut, — ein Jesuiten-Convertit aus einem der benachbarten protestantischen Kantone, der gekommen ist, seine Dienste als Landsturmführer anzubieten, und für welchen es eine Gewissensangelegenheit ist, mittelst Sensen und Morgensternen die annoch irrenden Schaafe in die Hürden der alleinseligmachenden Kirche zurückzutreiben. — Als sollte das cynische Exterieur des Landsturmkommandanten noch mehr hervorgehoben werden, hatte sich neben ihn ein preußischer Junker placirt, mit einer Frisur, die eben unter dem Eisen des Haarkünstlers hervorgekommen war, nebst Schnürleib und angespannten Beinkleidern, die ihm jede Biegung seiner untern Extremitäten zu einer physischen Unmöglichkeit zu machen schienen. Dieser junge Herr, dessen adelicher Name leider einen etwas trivialen Klang mit fataler Nebenbedeutung hatte, gehörte ebenfalls zu den Parteigängern des Sonderbundes. —

Das Gespräch drehte sich auch hier, wie begreiflich, um die große Tagesfrage, — um Krieg und Frieden. In diesem Kreise schien nicht der mindeste Zweifel über dessen Ausgang zu herrschen. „Diese radikalen Maulhelden werden sich noch eine dritte Lektion holen wollen," — bemerkte der Landstürmer nicht ohne Schadenfreude. „Dießmal sollen sie jedoch nicht so leichten Kaufes davonkommen." —

„Ich hoffe mit geschlossenen Bataillonen und nicht mit debandirten Freischaaren zu thun zu bekommen" — erwiderte der oberste am Tisch. —

„Sie machen sich Illusionen", — warf der Oesterreicher ein. „Wie sollten diese zwölf so durch und durch von der Revolution und Anarchie unterwühlten Kantone eine ordentlich organisirte Armee aufstellen können? Wo sollte ein solches Heer Subordination und Disciplin hernehmen? Heute unter die Waffen treten und morgen wieder auseinanderlaufen, — das ist das Loos dieser Armeen freier Bürger, die nicht durch die Fuchtel regiert sein wollen." —

Niemand widersprach. —

„Desto besser, wenn wir es nur mit Freischaaren zu thun haben", — ergriff nach einer Pause ein Blondkopf das Wort, welchen wir

schon vor Jahren als Gast des Junkers von Matstetten kennen lernten, der aber seither um Jahrzehnte gealtert hat. „Um so schneller sind wir mit ihnen fertig.“ —

„Dann aber wird gründlich aufgeräumt im radikalen Augiasstall, — wollen wir hoffen!“ — Der Landstürmer hatte gesprochen. Der Blondkopf wirft einen forschenden Blick auf seine nächste Umgebung und sagt dann „ja gründlich!“ Mit gedämpfter Stimme, so daß ihn nur die zunächst Sitzenden hören können, fährt er fort: „Der trotzige Kanton Bern muß zerrissen werden, — das Bisthum wird ein selbstständiger katholischer Kanton, — das Oberland mag die Zahl unsrer Gebirgsdemokratien vermehren. Auch der hochmüthige Aargau ist zu mächtig; das Freienamt fällt an Luzern. Alle radikalen Regierungen werden gesprengt und gutdenkende, der Kirche und den erhaltenden Prinzipien ergebene Leute an ihre Stelle gesetzt; die Schulen der ganzen katholischen Schweiz werden den Jesuiten übergeben und von den frommen Vätern in jedem Gau, in jedem Thal das Missionskreuz aufgerichtet. Alle fremden Flüchtlinge werden ohne weiters ausgewiesen, die revolutionären Schützengesellschaften, Gesang- und Turnvereine aufgelöst. Dann ist Luzern

Vorort, — dann herrscht wieder Ruhe und Ordnung im Schweizerland.“ —

„Und die ganze Diplomatie, welche Gallerie bildet, ruft Bravo und klatscht euch Beifall zu.“ Es war ebenfalls ein alter Bekannter von uns, der diese letzten Worte sprach, — der emeritirte Diplomat mit den schwarzen Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen, der Jesuitenfreund, den wir vor Jahren einmal im Schloß Matstetten und etwas später als Klostergast getroffen haben.

Hatte schon der luzernische Diktator seinen Feldzugsplan gegen den Radikalismus in der Schweiz nur mit halber Stimme ausgesprochen, so wurde jetzt das Gespräch so leise geführt, daß, wer nicht in unmittelbarster Nähe saß, darauf verzichten mußte etwas von dessen Inhalt zu verstehen. — — —

«Apropos, cher baron, sie werden doch die Landsgemeinde von Schwyz besuchen? Eine herrliche Gelegenheit, dieses hochherzige Volk der Urschweiz kennen zu lernen, welche Sie nicht vorbeigehen lassen dürfen. Parole d'honneur, ich schwärme für diese Landsgemeinden, diese patriarchalische Urdemokratie. Der erste beste Bauer oder Hirt — jeder Zoll ein Stauffacher! Und dann

zugleich diese déference, diese Anhänglichkeit an ihre alten Führer, die von Reding, von Abyberg! Welch' ein Unterschied zwischen diesen wohldenkenden Republikanern und unserer radikalen crapule!» —

Eine Landsgemeinde! — Das war ein gefundenes Fressen für einen Berichterstatter über die „Schweizerwirren". „Auch ich schwärme für diese Landsgemeinden", — erwiderte Baron von Schwalbe den begeisterten Erguß Theophils über die urschweizerische Demokratie. Daß wir hingehen, versteht sich am Rand; ich setze nämlich voraus, daß Sie mir das Vergnügen Ihrer Gesellschaft nicht entziehen werden, da ja doch in den nächsten Tagen noch keine militärische Ereignisse stattfinden werden, welche den Herrn Generalstabsadjutanten abhalten dürften." — Der Begleiter, calculirte Schwalbe, würde ihn mindestens der Sorge für die während des Ausflugs benöthigten Cigarren entheben. —

Des andern Tages früh bestiegen die beiden Freunde das Dampfboot, welches sie nach Brunnen übersetzte. Von dort setzten sie zu Wagen den Weg nach dem „Rothenthurm" fort, dem Zusammenkunftsort und Schauplatz der großen schwyzerischen Kantons-Landsgemeinden. Alle

Straßen wimmelten von Männern, die dem gleichen Ziele zusteuerten.

Es war wirklich eine wahre Freude diese kräftigen Gestalten mit den offenen lächelnden Gesichtern, mit den braunen großen Augen und dem krausen Haar zu sehen, wie sie von allen Bergen hernieder, aus allen Thälern hervorstiegen, um Gemeinde zu halten über des Landes Angelegenheiten. Wahre Athleten-Modelle waren darunter. Einige trugen Hirtenhemden und an den Füßen hölzerne Sandalen. Im gleichen Kostüm mochten vor nun 540 Jahren Stauffacher's zehn Gesellen nach dem Grütli hinüber gefahren sein. Andere gingen trotz der vorgerückten Herbstzeit — es war den 26. September — noch in Hemdärmeln, scharlachrothen Westen und kurzen Kniehosen, aus denen in der Regel ein Paar Waden hervorragten, wie sie nur die steilen Bergpfade erzeugen können. In dichten geschlossenen Reihen marschirten die Muottathaler, an ihrer Spitze der Pfarrer im Meßgewand und der Sigrist mit der Kirchenfahne; sie trugen den Rosenkranz in der Hand, beteten laut und schauten mit finsterm Mißtrauen auf die zwei an ihnen vorüberfahrenden Fremden. Andere, weltlicher gesinnt, stießen von Zeit zu Zeit laute gellende und an den

Bergen wiederhallende Jauchzer aus. — Das war kein Stubenhockervolk, kein Volk das in der dumpfen Luft der Fabriken groß geworden; aber auch Schulstubenluft und Schulstaub hatte es mit Schein noch wenig eingeathmet.

Rothenthurm ist ein hochgelegenes Bergdorf an der Straße von Schwyz nach dem Kloster Einsiedeln. Nicht weit davon liegt der Egeri=See und am Egerisee das alte Schlachtfeld von Morgarten, wo Herzog Leopold von Oesterreich und sein stolzer stahlgepanzerter Adel von den Schwyzerbauern geschlagen wurden. Auch ein neueres Schlachtfeld liegt in der Nähe, St. Jost wo im Jahr 1798 die Schwyzer von einem Reding geführt die eindringenden Franzosen nicht minder glorreich, wenn auch mit minder glücklichem Erfolg auf's Haupt schlugen, als ihre Urgroßväter den österreichischen Herzog geschlagen hatten.

Die Landsgemeinde wurde auf einer Wiese abgehalten, welche rings von sanftansteigenden Berghalden überragt ward. In Mitte dieses natürlichen Amphitheaters befand sich das mit Teppichen behangene Brettergerüste, wo der Landammann stand, neben sich das Zeichen der von ihm verwalteten Macht, das große Landesschwert,

— hinter ihm die Landesweibel in den weiten rothen Mänteln.

Als Theophil und Schwalbe endlich nach langem und langsamem Steigen in Rothenthurm angelangt waren, wimmelte es bereits auf dem Versammlungsplatze. An zehntausend „freie Landsleute von Schwyz" bildeten den „Kreis" um ihren Landammann. Von den Höhen des Rigi waren sie herunter gestiegen, von der hohlen Gasse her und den kastanienbewachsenen Ufern des blauen Zugersees, über die Schindellegi und den Etzel, aus der March, die der Zürchersee bespühlt, von den braunen Torfgräben und den Pferdeweiden des Gotteshauses Einsiedeln strömten sie herbei; nicht minder aus dem abgelegenen bergumschlossenen Muottathal, dem seebespülten Gersau und von den Trümmern des zusammengestürzten Roßberges. Außerhalb des „Kreises" standen oder lagerten sich die Zuschauer, theils Neugierige aus den Nachbarkantonen, theils eigens anhergeschickte Zeitungskorrespondenten, die angewiesen waren, das Ergebniß der Landsgemeinde auf kürzestem Wege den betreffenden Redaktionen zu übermitteln, — zum Theil auch von ferne hergekommene Ausländer, die das wunderliche anachronistische Schauspiel eines seine Angelegenheiten selbst bera-

thenden Volkes und die Anomalie einer conservativen Demokratie mit eigenen Augen schauen wollten. —

Der Landammann ergriff das Wort. Er sprach nicht etwa schriftdeutsch, sondern gut schwyzerisch: Es handle sich von der alten Freiheit und vom alten Glauben, welche beide die Schwyzer von ihren Vätern geerbt und bis jetzt treulich bewahrt hätten. Die großen radikalen und ketzerischen Kantone möchten sich anmaßen den alten Waldstätten, in welchen die Wiege der schweizerischen Freiheit gestanden, das Gesetz zu machen. Lasse man sie gewähren, so würden sie erstens die Landsgemeinden abschaffen und eine radikale Einheitsregierung für die ganze Schweiz in Bern oder Zürich oder anderswo einsetzen; zweitens würden sie Hand an die Religion legen; gingen sie ja ganz offen damit um die ehrwürdigen Väter Jesuiten, die festesten Stützen des katholischen Glaubens, aus dem Lande vertreiben zu wollen. Es hätten deßhalb, um sich dessen zu erwehren, sieben gutdenkende und rechtgläubige Kantone einen besondern Bund miteinander verabredet. Nun seien heute die „fryen Landslyt" von Schwyz zu einer Landsgemeinde versammelt worden, um sie anzufragen, ob sie diesen Bund zum Schutz der alten

Freiheit und des alten Glaubens gutheißen und genehmigen wollten. —

Ein allgemeiner Beifallsjubel begrüßte diese Eröffnung. Umsonst versuchten einige unerschrockene Männer auf das Gefährliche und Ungesetzliche eines Sonderbundes aufmerksam zu machen. Pfeifen, Zischen, Hohngeschrei übertäubte ihre Stimmen. Es war ein eigenthümlicher Anblick, da es endlich zur Abstimmung kam, als beinahe zehntausend Hände sich wie auf's Kommando erhoben; es war ein Rauschen und Schwirren und Zwitzern, als ob sich eine unzählige Schaar Vögel plötzlich von einem Blachfeld erhöbe. — —

„Famos! Nicht wahr, Baron, ein braves, biederes Volk das, unverdorbene, urkräftige Alpennaturen, — stimmen wie ein Mann für alten Glauben und altes Recht — wie am Schnürchen!" — Schwalbe, an welchen diese Worte gerichtet wurden, war selbst übernommen von der Neuheit und Großartigkeit dieses Schauspiels. Diese „fryen Landslyt" waren andere Bursche als seine Cikorienstampfer von Lahr! Sich selbst vergessend rief er aus: „Pompöser Artikel! Mindestens fünfzig Gulden werth, diese Landsgemeinde!" — Ganz erstaunt über diese unverständliche Taxation blickte Teophil seinen Freund verwundert an

und war eben im Begriff sich eine Erklärung aus-
zubitten, als die fernern Vorgänge im „Kreis"
die Aufmerksamkeit der beiden Zuschauer absor-
birten.

Es war der Landsgemeinde nicht zu verhehlen,
daß der Sonderbund möglicherweise mit den Waffen
in der Hand sich werde schützen müssen. Ein Red-
ner meinte zwar: es sei nicht halb so gefährlich;
man habe Gelegenheit gehabt zu erfahren, daß
die Radikalen und Freischäärler ihr Heldenthum
mehr in der Zunge als in der Faust trügen;
und wenn sie's durchaus haben wollten, könnte man
ihnen ja noch einmal, wie bei Malters, heim-
zünden. Diese Anspielung auf die historisch ge-
wordene Laterne wurde mit jubelndem Gelächter
aufgenommen. Nichts destoweniger legte der
Landammann der Landsgemeinde in kurzen Zügen
vor, in welcher vortrefflichen Wehrverfassung sich
das Land, Dank den Bemühungen der Regie-
rung und dem Beistand mächtiger Freunde, be-
finde. Dann schlug er dem Volke für den mög-
lichen bevorstehenden Kampf seinen Oberbefehls-
haber und Landeshauptmann vor.

Wieder erhoben sich — rauschend und schwir-
rend gleich zehntausend auf einmal auffliegenden
Staaren — zehntausend Hände. Nun stieg der

neuerwählte Landeshauptmann zum Landammann auf das Gerüst. Es war eine fast kolossale Männergestalt; eine kühn geschnittene Adlernase und ein starkentwickelter, wohlgepflegter Schnurr- und Knebelbart vermehrten das Martialische der Erscheinung. Ein Jubel, der fast kein Ende nehmen wollte, erhob sich, als der Führer — hoch über alle andern Landesmatadoren emporragend — sich dem Volke zeigte. Als sich endlich der Lärm einigermaßen gelegt hatte, ergriff der Erkorne mit einer Stentorstimme, die Alles überdonnerte, das Wort:

„Unter diesem freien Himmel schwöre ich vor Gott, euch ein getreuer Führer zu sein, mit euch alle künftigen Gefahren zu theilen, mit euch zu leben und zu sterben." —

Bei diesen Worten brach die Sonne, die bisher hinter Wolken sich versteckt gehabt hatte, hervor und übergoß urplötzlich mit einer fast zauberhaften Beleuchtung die Kopf an Kopf gedrängte Menge.

„Seht ihr dort, Schwyzer", rief der neugewählte Landeshauptmann, — „die Sonne von Morgarten und St. Jost." — —

Das Volk beschloß nun noch, daß Jeder, der gegen den Sonderbund schreibe oder spreche oder

dem ersten Rufe zu den Waffen nicht Folge leiste, auf's Schärfste an Leib und Gut zu strafen sei. — Der souveräne Wille des Volkes von Schwyz hatte den Sonderbund gesiegelt.

Generalstabsadjutant v. Matstetten und Baron von Schwalbe kehrten in bester Laune von ihrem Ausflug nach Hause. Theophil schwärmte in der Kalesche, die sie nach Brunnen hinunter führte von nichts als vom unzweifelhaften Sieg der „guten Sache", vom Todesstoß, welchem das radikale Canaillen-Regiment entgegen gehe, von der Wiederherstellung der patriarchalischen Staatszustände, welche vor der achtundneunziger Revolution das Land beglückt hatten und von allen den Rechten, welche er einst als Herrschaftsherr über die Bauersame von Matstetten werde ausüben können. Schwalbe schlug im Geiste seinen Fünfzig-Gulden-Artikel zu Faden.

Einige Tage später las Europa in einer weit verbreiteten Zeitung ein glänzendes Referat über die Schwyzer-Landsgemeinde, — es las vom „schönsten Momente dieses denkwürdigen Tages", — als der neugewählte Landeshauptmann, „eine ritterliche stolze Gestalt" — „eine wahrhaft mittelalterliche Erscheinung" — „auf das hohe

Schwert der Gerechtigkeit sich stützend" — die Sonne von Morgarten apostrophirte. Europa zweifelte nicht mehr am Siege des Sonderbundes. Schwalbe hatte seine fünfzig Gulden redlich verdient.

Viertes Kapitel.

Der Versucher.

Wir führen den Leser von der Landsgemeinde am Rothenthurm nach dem Vorort Bern, wo am 18. Oktober die schweizerische Tagsatzung zusammengetreten war.

Die Situation war spannend und gespannt.

Präsident der Tagsatzung war, als Nachfolger des gestürzten Schultheißen Neuhaus, der gewesene Freischaarengeneral. Die Gesandten der sieben Sonderbundskantone mußten den sauern Bissen herunterwürgen, sich von einem Mann präsidiren zu lassen, welcher vor zwei Jahren — würde er bei Malters dem Landsturm in die Hände gefallen sein — möglicher Weise an den nächsten besten Baum gebunden und erschossen worden wäre, ohne daß ein Hahn nach ihm gekräht hätte. An den Bilderläden, an denen Bernhard Meier, der Ehrengesandte von Luzern, vorüberschritt, waren ganz ungenirt die Carrikaturen des „Guckkasten" ausgehängt, welche den Schultheißen des katholischen

Vororts an einem hohen Galgen hängend darstellten. Der Luzerner Weibel mit dem blau und weißen Mantel mußte sich an den Markttagen durch eine aufgeregte Menge drängen, die nur auf einen Vorwand zu warten schien, den Mantel sammt dem Träger, wenn nicht in Stücke zu reißen, doch mindestens weidlich auszuklopfen. Dafür öffneten die grauen, ernsten, stolzen, sandsteinernen Patrizierhäuser den Abgeordneten des Sonderbundes gerne ihre sonst so sorgfältig verschlossenen Thüren; dort trafen dieselben mehr oder minder zufällig mit der auswärtigen Diplomatie zusammen, welche in jenen unverdächtigen Kreisen unverholen ihre Sympathien für die patriarchalischen Demokratien der Urschweiz aussprechen und den Vorort Bern und dessen Präsidenten als das traktiren konnte, wofür sie ihn hielt — als revolutionäre Canaille. Ein Einziger in jenen exclusiven Cirkeln stimmte nicht in diesen Ton ein, — ein schöner junger blonder Mann, der mit ziemlich impertinent sarkastischem Lächeln den gereizten Conversationen der Diplomaten, Aristokraten und Repräsentanten der patriarchalischen Demokratie zuhörte und nur zuweilen — mit englischem Accent — eine mehr oder minder frivole Bemerkung über Hunde, Pferde oder Grisetten hinwarf.

Noch nicht genug der pikanten Contraste.

Während im Tagsatzungssaal die Abgeordneten der zweiundzwanzig Kantone noch friedlich mit einander diskutirten, klirrten schon auf den Steinplatten der Arkaden die Schleppsäbel der Adjudanten des Generals Dufour, des ernannten Oberbefehlshabers der eidg. Armee, welchem die Aufgabe zugetheilt war, den Sonderbund mit Gewalt der Waffen aufzulösen. — —

Ein aufmerksamer Beobachter hätte nebst den säbelrasselnden Adjudanten in den Arkaden Berns noch andere ungewohnte und auffallende Gestalten sich bewegen sehen. Wie das Aas die Raben, so rief der ausbrechende schweizerische Bürgerkrieg die großen Umsturzmänner aller europäischen Länder herbei. Der erste Kanonenschuß, der zwischen Alpen und Jura losgebrannt würde, werde das Zauberwort sein, das Dornröschen der europäischen Revolution aus seinem langen Schlaf zu wecken. — So prophezeite schon damals mehr als Einer, dem man es jedoch nicht glauben wollte. Ein öffentliches Geheimniß war es, daß das Haus unseres alten Freundes, des Barrikadenprofessors, der Vereinigungspunkt der europäischen Revolutionsmänner war. Zwar lag der Lehrer des revolutionären Staatsrechts krank im Bett, — auch

der zähste Leichnam vermag einem Uebermaß von geistiger Aufregung und Alkohol in die Länge nicht zu widerstehen —; an seiner Stelle war seine schöne Nichte, Fräulein Franziska, der Mittelpunkt der revolutionären Hofhaltung geworden.

Fritz Waldmann war seit jenem Fackelzug, an welchem sich Franziska als „Jungfrau von Malters" producirt hatte, ein seltener Gast in jenem Hause gewesen. Die Kälte und Spannung, die damals zwischen ihm und seinem frühern Zeltkameraden eingetreten waren, hatten noch nicht nachgelassen. Um so mehr wunderte er sich, als er eines Abends, da er noch in seiner Schreibstube über einem Aktenstoße saß, einen ihm nicht unbekannten Calabreser sammt braunem Carbonarimantel eintreten sah. Als Franziska sich überzeugt hatte, daß Waldmann allein sei, warf sie Hut und Mantel ab. Ein eigenthümliches Feuer wilder Begeisterung glühte in ihren Augen. Sie stellte sich mit verschränkten Armen vor den über diesen späten Besuch nicht wenig erstaunten jungen Advokaten.

„Das Schicksal," — fing sie an, — „hat es nun einmal beschlossen, daß wir beide zusammen den Pfad des Ruhmes wandeln sollen. Ist uns

unsere erste Campagne mißglückt, so werden wir um so glorreichere Lorbeeren auf uns'rem zweiten Feldzug gewinnen." — Waldmann, der den Sinn dieser Rede nicht verstehen konnte, blickte das Mädchen fragend an. „Sperre dich nicht, Kampfgefährte! — Magst du wollen oder nicht, so mußt du mir folgen auf meiner Bahn." Franziska warf den Mantel wieder um und drückte den Calabreser auf die braunen Haare; dann ergriff sie Waldmann beim Arm und zog ihn nach der Thür. „Kommen Sie, folgen Sie mir," — bat sie dringend. „Es sind große Dinge im Thun, bei denen mein alter Zeltkamerad nicht fehlen darf."

Halb widerstrebend, halb neugierig folgte Fritz der Emanzipirten in die trübe Dämmerung hinaus.

Der Professor wohnte seit seiner Unpäßlichkeit auf dem Lande. Es war ein ziemlich weiter Weg durch die düstere Herbstnacht zurückzulegen. — Franziska hatte vor dem Thor ihren Arm in den ihres Begleiters gelegt, so daß er ihren warmen aufgeregten Puls fühlen konnte. Sie sprach lebhaft und begeistert von großen Dingen, welche sich im Stillen vorbereiteten und an welchen auch Waldmann Theil haben müsse. Auf Näheres wollte sich das Mädchen nicht einlassen; — er werde es bald aus anderem Munde hören.

Es war unserm Helden zuweilen nicht anders, als ginge er im Traum, — es dünkte ihn, als wäre es noch jene Nacht, da er mit Franziska durch Wald und Schlucht vor den Landstürmern des Entlebuchs floh. Nur war damals der Schritt des Mädchens müd, kraftlos und entmuthigt, — heute elastisch und gleichsam voll Siegeszuversicht.

„Hörst du nicht," — flüsterte Franziska ihrem Begleiter halblaut in's Ohr und ihr warmer Athem streifte seine Wange, — „hörst du nicht ein geheimnißvolles Rauschen in den Lüften, als ob Schwäne ungesehen hoch über unsern Häupter zögen? — Merkst du nicht, was in diesen dunkeln Nächten auf dem Webstuhl der Zeit heimlich gewoben wird? Ahnet dir nicht, daß der Auferstehungstag der Völker nahet?" —

„Sie schwärmen, Fräulein," — warf Fritz ein.

„O kühler Philister," — höhnte das Mädchen, — „o schwungloser Molkenschöpfer in der Schweizerkäsefabrik, die man euphemistisch Helvetien nennt! Du möchtest gern die Schlafmütze über die Ohren ziehen und die Morgenröthe der Völkerfreiheit verschlafen! Aber ich lass' es nicht zu, ich schüttle dich wach aus deinem Schlummer, du magst nun wollen oder nicht. Du mußt mit mir bei der

Avantgarde stehen, wenn die große Freiheitsschlacht der Menschheit angeht." —

„Ich habe ein Vaterland, Franziska," — erwiderte Waldmann. „Wenn meine Mutter zu Haus todtkrank im heißen Fieber liegt, so ist mein Platz an ihrem Bette und nicht draußen auf dem Markte, wo man Löschprobe haltet."

„Pfahlbürger! Was ist Vater und Mutter, was ist das Vaterland, wo es sich um die Emanzipation der Menschheit handelt. Glaubt ihr denn, die Welt schaue so gespannt auf euern Kampf gegen Jesuiten und Sonderbund, weil sie sich besonders darum interessire, ob in Freiburg ein Jesuitenpensionat florire oder nicht, und ob eine oder zwei Tagsatzungen alljährlich den alten Zopf eures Fünfzehnerbundes wicklen? — Nicht um euerer schönen Augen willen hat die Welt ihre Blicke auf euch gerichtet, — glaub' es mir, Zeltkamerad. Aber der erste Schuß, der hier zwischen euern Bergen losgebrannt wird, der wird der Signalschuß sein, daß es nun Zeit sei, die Reveille der Völker zu schlagen. Und wenn dann alle Völker in Reih' und Glied gegen ihre Unterdrücker aufmarschiren und der große Schlachttag kommt, dann darfst du nicht hier auf dem verlornen Posten stehen, wo die Schildwache nicht über

ihr Bajonet hinaus sieht; beim Generalstab ist dein Platz, mein Freund, der die Schlacht übersieht und lenkt!" —

Der Nachtwind trieb die zerrissenen Wolken am Monde vorüber. Es bedünkte Waldmann, es wären wilde abentheuerliche Kriegergestalten und voran zöge die „Jungfrau von Malters" als Göttin der Freiheit, die phrygische Mütze auf dem Haupt und die Brandfackel in der Rechten schwingend. — — —

Endlich waren sie bei dem einsamen Landhause, wo der Professor wohnte, angelangt. Franziska öffnete leise und führte ihren Gast an der Hand durch einen finstern Gang. Vor einer Thüre blieb sie stehen, gab durch besonderes Klopfen ein Zeichen, es wurde aufgethan und Waldmann befand sich in einem Zimmer, wo zwei Männer seiner zu warten schienen. Eine Lampe, deren Licht durch einen grünen Schirm gedämpft wurde, erhellte das Gemach; im Hintergrund brannte ein behagliches Kaminfeuer; eine offene Nebenthüre ließ in ein Kabinet blicken, welches nur von einem trüben Nachtlicht erleuchtet schien.

„Nur ganz ungenirt, Kinderchen," — rief der Professor mit gebrochener Krankenstimme aus dem Kabinet herüber. Daß mein Fritz kein Verräther

ist, dafür will ich euch gut stehen. Also die Hände geschüttelt und ausgepackt!"

Während die beiden fremden Männer dem Ankömmling die Hand reichten, nannte Franziska ihre Namen, — zwei Namen, welche damals schon ganz Europa kannte, besonders die Leiter der höhern Polizei, — zwei Namen von Geächteten, Verbannten und Flüchtigen, die trotzdem mehr als Einem der Mächtigsten der Erde schlaflose Nächte und bange Träume verursachten.

Den Einen der beiden Herren bezeichnete die hohe Stirn, die Brille, das blonde zurückgekämmte Haar und die lange Pfeife schon von vornherein als deutschen Literaten, hätte ihn auch das Fräulein nicht als „Herr Doktor" betitelt. Des Andern krauses schwarzes Haar stieg wild zu Berge, — es schien sich ordentlich darüber zu freuen, einmal der Last der verkleidenden Perrücke entledigt zu sein; — seine Augen glühten wie zwei brennende Kohlen. Fritz dachte sich unwillkührlich die südländische Gestalt im braunen Carbonarimantel und dem spitzen Kalabreser, welche Franziska soeben bei Seite gelegt hatte. — —

Was diese Nacht hier am glimmenden Kaminfeuer verhandelt wurde, waren gefährliche Sachen. Die geheimen Polizeidirektoren sämmtlicher euro=

päischer Großstaaten hätten mit Freuden ihre geheimen Kredite bis auf den letzten Heller erschöpft, um auch nur vom zehnten Worte Kunde zu erhalten. Was aber auch die bestorganisirte Polizei nicht erlauscht, das hört der Dichter, wenn ihm auch keine Spione zu Gebote stehen. — Im einsamen Landhaus des Barrikadenprofessors handelte es sich um nichts Geringeres, als von der First des Schweizerhäuschens aus die Brandfackel zumal in drei große Paläste zu werfen. — Ob das Schweizerhäuschen mitverbrenne, was kümmerte das die Koryphäen der Revolution? Die Hauptsache war den großen europäischen Prairiebrand zu entzünden, der alles alte dürre Gras verzehren sollte, damit dann aus der düngenden Asche das junge Grün der Völkerfreiheit um so üppiger sprießen und wachsen könne.

Es war lange nach Mitternacht, als Fritz Waldmann entschlossen aufsprang, seinen Hut ergriff und mit den Worten: „Ich habe ein Vaterland, meine Herren!" — sich empfahl.

„Pfahlbürger," — rief ihm Franziska noch einmal höhnisch nach. — „Zwanzigtausend Schweizer in Mailand und Italien war frei," — murmelte der Carbonari, indem er seine Cigarre grimmig in's Feuer warf. — „Solche Leute wollen Re-

publikaner heißen," — sprach der deutsche Literat verächtlich. —

— Eine Tagsatzungssitzung unter dem Fünfzehnerbund war eigentlich nichts Anderes als ein unerquickliches langweiliges Schaugepränge. Zweiundzwanzig „erste" und ungefähr ebenso viele „zweite" Gesandte in schwarzen Fräcken, Klapphüten und mit umgeschnallten Degen zogen, von ihren Weibeln in den weiten doppelfarbigen Mänteln gefolgt, in den Sitzungssaal.

Dort setzten sich die zweiundzwanzig „ersten Gesandten" an den hufeisenförmigen Tisch, — die „zweiten Gesandten" an die „Katzentischchen", die rings an der Wand herumstanden. Der Präsident, die höchste Magistratsperson der Eidgenossenschaft, nahm Platz auf seinem Thronsessel. Dann eröffnete eine Ehrengesandtschaft nach der andern über die schwebende Frage ihre Instruktion, welche man schon viele Wochen zum Voraus in den Zeitungen hatte lesen können. Auch das Resultat der Abstimmungen war ein schon längst zum Voraus gelöstes Rechenexempel. Einem aufregenden unerwarteten Zwischenfall war von vornherein der Faden abgeschnitten.

Obwohl sämmtliche oberste Räthe und Landsgemeinden der sieben katholischen Stände das un-

bedingte Festhalten am Sonderbunde feierlich beschlossen hatten und die Gesandten von zwölf und zwei halben Ständen die Instruktion der gewaltsamen Auflösung jenes Bundes, wie Jedermann wußte, in der Tasche trugen, so wurde dennoch im Tagsatzungssaal noch einmal die Comödie eines Versöhnungsversuches aufgeführt.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf das Publikum, welches der Comödie beiwohnt. Ungewohnterweise drängt sich in diesen verhängnißvollen Tagen auf der Tribüne des „Aeußernständerathhauses" Kopf an Kopf. Die politische Situation ist so gespannt, daß man das Platzen von einem Augenblick zum andern erwartet. Wer konnte da wissen, ob in solchen Zeitläufen nicht sogar im Tagsatzungssaale irgend eine pikante dramatische Scene stattfinden könnte. —

In der sogenannten Diplomatenloge, jenem Theil der Gallerie, welche den fremden Gesandtschaften vorbehalten ist, sehen wir zwei seltsam contrastirende Gestalten. In der einen Ecke sitzt ein altes zusammengeschrumpftes Männchen, mit blonder Perrücke, welches bei den Voten der Sonderbundsgesandten sich nicht enthalten kann, beifällig den Kopf zu wiegen. Am andern Ende der Loge steht ein junger Mann, beinah' noch

Jüngling, gleich einem Antinous gebaut, den Stempel der Kraft, des Trotzes und des Uebermuths auf der Stirne tragend. Wir haben bereits seine flüchtige Bekanntschaft im Gesellschaftssalon irgend eines Berner=Patriziers gemacht. Die Reden des Bürgermeisters Furrer von Zürich, Munzingers, des Papa Druey begleitet, er zuweilen mit einem halblauten «hear». — Der Alte ist der Repräsentant des Bürgerkönigs, der einst in Reichenau Sprachlehrer war; den Jungen hat der englische Premier, der diplomatische Mephistopheles des neunzehnten Jahrhunderts, hieher an seinen Posten gestellt. —

Waldmann, welcher an einen Pfeiler gelehnt mitten im unprivilegirten Gedränge stand, beobachtete mit Interesse die contrastirende Mimik der beiden Diplomaten. Wem seine Sympathien galten, ist nicht schwer zu errathen. Der englische Gesandtschaftssekretär stand schon als Altersgenosse Fritz näher. Auch hatten sich die jungen Männer schon begegnet, — nicht etwa auf dem glatten Parquetboden eines patrizischen Salons, von welchen der Sohn des Schloßbauers von Geburt wegen ausgeschlossen war, sondern in den kühlen Fluthen der Aar. Beide waren gute Schwimmer und Fritz hatte schon mehr als einmal über die

geniale Excentrizität des Albionssohnes zu lachen Gelegenheit gehabt, welcher sich nach dem Flußbad ohne weitere Toilette von seinem Groom den Cautchuc-Mantel über die Schultern werfen ließ, dann tale quale zu Pferde stieg und durch die prüden Straßen der Zähringerstadt in's Gesandtschaftshotel ritt.

Waldmann bemerkte bald, daß die halblauten «hear» des jungen diplomatischen Gentleman nicht etwa Zeichen überfließender Bewunderung der liberalen Tagsatzungsredner seien, sondern ganz eigentlich darauf gemünzt waren, seinen Kollegen in der andern Ecke der Loge zu ärgern. Diesen Aerger mochte er dem runzlichten Repräsentanten des Bürgerkönigs von Herzen gönnen; war es ja landeskundig, daß Louis Philipp und sein Minister Guizot heimlich und offen den Sonderbund protegirten. So war also die Aufmerksamkeit unsres Helden nicht sowohl auf die offiziellen Verhandlungen gerichtet als zwischen dem ärgernden und sich ärgernden Diplomaten getheilt.

Plötzlich bedünkte es ihn, es ruhe auch der Blick des französischen Gesandten nicht mehr auf Herrn Bernhard Meier und den übrigen Häuptern seiner Lieben, sondern bohre sich zwischen die gedrängten Köpfe des Publikums. Fritz folgte diesem

Blicke. Er war auf ein Individuum gerichtet, das sich zwischen den Paletots und Halbleinkitteln seiner Nachbaren möglichst unsichtbar zu machen suchte. Die untere Hälfte seines Gesichtes war in eine schwarze Cravatte begraben, den obern Theil beschattete eine röthliche Perrücke. Aber ein einziger Blitz aus den schwarzen Augen hatte den Mann, mindestens Waldmann gegenüber, verrathen. Das war kein Anderer als jener Häuptling der europäischen Revolution, mit welchem er im Hause des Barrikadenprofessors eine halbe Nacht conferirt hatte, — der Mann, der zwanzigtausend Schweizer nach Mailand verlangte, um Italien frei zu machen. Auch der französische Diplomate mußte ihn — aus seinem unruhigen Hin- und Herrutschen zu schließen — erkannt haben.

Jetzt bemerkte Waldmann, daß der englische Gentleman ebenfalls den Blicken des Franzosen folgte. Jener wandte sich nach dem Hintergrund der Loge und flüsterte einem Herrn in schwarzem Frack und weißer Halsbinde etwas in's Ohr. Master Temperly, der englische Gesandtschaftspfarrer, verschwand; einen Augenblick später sah Fritz die weiße steifgestärkte Halsbinde in der Nähe der rothen Perrücke erscheinen. Nach zwei

Minuten war weder von der rothen Perrücke, noch von der weißen Cravatte mehr eine Spur zu entdecken.

Indessen hatte sich unter den Tagsatzungsherren eine ungewöhnlich lebhafte Diskussion erhoben.

„Gott der Allmächtige richte zwischen uns und Euch!“ — rief der Sprecher der Sonderbundsstände, der Repräsentant Luzerns, mit erhobener Stimme. „Rufet den Namen Gottes nicht an in einer Sache, die des Teufels ist“ — scholl es als Entgegnung aus dem Munde eines der Vertreter der Zwölferkantone. Im Sprecher dieser energischen Replik erkannte Waldmann jenen Staatsmann mit dem übergelegten Hemdekragen, der ihm vor etlichen Monaten im Biergarten zu Solothurn den Wahlsieg von St. Gallen verkündet hatte.

Der Gesandte von Luzern verlangte, daß der Urheber jenes unparlamentarischen Ausrufs zur Ordnung gewiesen werde. Der Präsident ließ darüber abstimmen. Die Zurechtweisung blieb in der Minderheit.

Da erhob sich der Ehrengesandte von Luzern und erklärte, es sei für die sieben Stände die Zeit gekommen, die Tagsatzung, deren Berathungen zu

einem würdelosen Spiel herabgesunken, zu meiden. Er verließ den Saal. Ihm folgten die Gesandten von Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis. Es war ein bedeutungsvoller Moment. Tiefe Stille herrschte eine Zeitlang sowohl im Saal als auf der Tribüne. Von draußen hörte man die Gewehre der Schildwachen klirren, welche den fortgehenden Sonderbündlern — heute zum letzten Mal — die militärischen Ehren erwiesen.

Der Rubikon war überschritten, der Bürgerkrieg erklärt. —

Fünftes Kapitel.

Der Ordonnanzritt.

Die Schweiz hatte sich unversehens in ein großes Kriegslager verwandelt. Die rythmischen Schläge in den Dreschtennen waren verstummt; dafür rasselten Land auf Land ab die Trommeln. Eine Armee von hunderttausend Mann, welche der eidgenössische Obergeneral Dufour verlangt hatte, um die von der Tagsatzung beschlossene Auflösung des Sonderbundes in's Werk zu setzen, war so zu sagen über Nacht aus dem Boden herausgewachsen. Der Bauer hatte seinen Halbleinkittel, der Handwerker sein Schurzfell, der Schreiber seine Schreibärmel weggelegt und alle dafür den Soldatenrock angezogen. Sie waren nun Bataillonskommandanten, Hauptleute, Korporale, — Infanteristen, Kanoniere, Dragoner, — Auszüger oder Landwehrmannen oder sonst etwas in der militärischen Hierarchie und zwar die meisten nicht nur auswendig, sondern auch inwendig; — ihr Geist hatte die Uniform angezogen.

Auch Fürsprech Waldmann steckte wieder in zweifarbigem Tuche. Seine Schreibstube hatte er zwar deßhalb nicht schließen müssen, denn seine Geschäftspraxis hatte eine solche Ausdehnung erhalten, daß er nicht nur einen, sondern ein Vierteldutzend Schreiber beschäftigen konnte. Zwei von den dreien waren aber ebenfalls militärpflichtig und es blieb nur ein ältliches hinkendes Büreaumöbel in der Schreibstube zurück, das jedoch vollkommen genügte, das Laufende zu besorgen, da während diesen Kriegsläufen, wo von der einen Hälfte des Schweizervolks gegen die andere Gott Mars als Schiedsrichter angerufen wurde, jeder andere Prozeß stille stand, der Rechtsbetrieb sistirt wurde und die Gerichte gezwungene Ferien hielten.

Waldmann's Bataillon, dem er als Jägerhauptmann zugetheilt war, gehörte zur Division Burkardt, welche ihre erste Aufstellung zwischen Aar und Emme erhielt.

Eines Morgens wurde er von der Ordre überrascht, vor seinem Divisionschef zu erscheinen. Derselbe eröffnete ihm, daß er ihn entlassen müsse, da er vom Kommandanten der bernischen Reservedivision reklamirt werde. „Weiß wohl, Herr Hauptmann, daß wir sonst nicht am selben Seile zogen," — fügte der alte Knasterbart bei, indem

er seinem Sulbalernen die Hand darstreckte; — „Sie waren Freischäärler, — ich bin ein Stadtbasler, der sich Anno dreiunddreißig wie wild mit den Landschäftlern herumgeschlagen hat; schade, was daneben kam, denke ich noch heute. Dennoch thut es mir leid, Sie scheiden zu sehen, denn ich kenne Sie als braven Offizier. Und heutzutag sollen alle zusammenhalten, welche es gut mit dem Vaterlande meinen, um einmal der heillosen Wirthschaft ein Ende zu machen; sonst bricht uns, bei Gott, unser Schweizerhäuschen über den Köpfen zusammen." —

Waldmanns Herz schlug hoch, als er seinen Chef verließ. Die Worte des alten Baslararistokraten kamen ihm vor wie Frühlingswehen, obwohl draußen ein dicker grauer Novembernebel Wald und Feld bedeckte. In den Ohren tönte es ihm wieder: „Heil dir, Heil, du neugeborenes Schweizerland!". —

Der Kommandant der bernischen Reservedivision, welcher unsern Helden reklamirt hatte, war kein anderer als der Anführer des zweiten Freischaarenzugs, der geschlagene, geächtete, verhöhnte Flüchtling, der durch eine Laune des Schicksals kaum gefallen, wieder in die Höhe geschnellt worden war, zum Diktator des größten Kantons der

Schweiz, zur ersten Magistratsperson der Eidgenossenschaft und zum Befehlshaber der bernischen Reservedivision, eines wohlausgerüsteten Armeekorps von nahe an zehntausend Mann.

Als sich Waldmann bei ihm präsentirte, sprach der ehemalige Freischaarengeneral: „Sie waren in Unglück und Gefahr mein treuester, zuverlässigster Gefährte, — Sie sollen nun auch Theil an meinem Triumphe haben. Denn ich habe geschworen, — wo ich vor zwei Jahren von meinen Leuten verlassen bei Nacht und Nebel schmählich fliehen mußte, da will ich nun an der Spitze meiner braven Landwehrmänner als Sieger einziehen. — Sie waren damals mein Adjudant, — Sie werden es mir nicht abschlagen, auch heute als solcher mir zur Seite zu stehen." —

Freiburg, der verlorne Posten des Sonderbundes, hatte kapitulirt und zwar, zur großen Verwunderung von Freund und Feind, so zu sagen ohne sich zu vertheidigen. Um so härter werde es vor Luzern hergehen, war die allgemeine Meinung, welches die Waldstätte im Rücken habe und mittelst des Furkapasses sogar mit dem Wallis in Verbindung stehe. Seit der Einnahme von Freiburg war Ochsenbein's alte Garde, wie er seine Landwehrmannen zu nennen liebte, im Em-

menthal, längs der Luzernergrenze aufgestellt. Die bernischen Reservebataillone lagen schon seit fast acht Tagen in ihren Quartieren. Es war eine eigenthümliche Wirthschaft in diesen mit Soldaten überfüllten Dörfern, wir möchten es ein patriarchalisches Lagerleben nennen. Blicken wir durch die niedern Fenster in diese Stube, so sehen wir einen ganzen Tisch voll Krieger um die düstere Oellampe versammelt und damit beschäftigt, ihrer Wirthin die Kartoffeln zu schälen, welche sie ihnen am folgenden Morgen zum Kaffee rösten soll; Mutter und Töchter sitzen unterdessen geschäftig am Spinnrad. In jener Stube siehst du die Einquartirung in sanftem Halbschlummer auf der Zinne des Stubenofens liegen, während die Kinder des Quartiergebers mit Säbeln und Patrontaschen lärmend Soldaten spielen. Am dritten Orte, es ist ein Wirthshaus, wird auf Hörnern und Trompeten eine Tanzweise geblasen. Die Landwehrmannen sind zwar meist verheirathet und Familienväter; trotzdem gibt es noch manchen darunter, der es nicht verschmäht, mit einer Schönen des Landes, deren das Emmenthal nicht wenige zählt, einen Walzer oder Langaus zu wagen.

Waldmann war eben von einer abendlichen

Runde zurückgekehrt, während welcher all' diese Bilder eines friedlichen Kriegslebens gleich den Phantasmagorien einer Laterna magica an seinen Blicken vorübergegangen waren, als ihn der Oberbefehlshaber dieser gemüthlichen Krieger in sein Arbeitskabinet rufen ließ.

Er traf den gewesenen Freischaarengeneral in heftiger Aufregung. „Uebermorgen, vielleicht morgen schon geht der Waffentanz los und ich soll hier an der Entlebucher Grenze den Strohmann spielen! Bereits ist beschlossen, daß die zweite, dritte und vierte Division gegen Luzern vorrücken sollen; uns aber ist die Rolle zugedacht, den Kanton Bern zu hüten, — daß er von dem Entlebucher Landsturm nicht erobert werde! Jene Herren wollen die Siegeslorbeeren für sich behalten, während wir uns lächerlich machen sollen." — Der Oberst stampfte zornig mit dem bespornten Fuß. „So läßt sich das Standeshaupt der Republik Bern, der Präsident der Tagsatzung, nicht bei Seite schieben."

Auf dem Tisch lag eine bereits versiegelte Depesche. Der Befehlshaber der bernischen Landwehr ergriff sie und überreichte sie seinem Adjudanten. „Satteln Sie noch diese Nacht, noch diese Stunde, — bringen Sie dieß dem Ober=

general, reiten Sie zehn Gäule zu Schanden, wenn's sein muß — nur kehren Sie nicht ohne Marschordre zurück. Müssen wir hier unthätig in den Quartieren liegen bleiben, während der große Schlag geführt wird, so fällt die Lächerlichkeit, die Schande auf Euch, auf die ganze Division, so gut als auf mich. Also Marschordre um jeden Preis!" —

Eine Viertelstunde später ritt Fritz durch Nacht und Nebel nach dem Hauptquartiere des Obergenerals.

Die Nacht kam ihm still und feierlich wie noch selten vor. In den Dörfern, durch welche sein Weg ihn führte, brannte kaum mehr ein Licht; Alles schlief. „Wer weiß, ob nicht die Flamme, die ich habe anblasen helfen, nächster Tage auch diese friedlichen Dächer verzehrt; — wer weiß, wie mancher Mutter Sohn, der jetzt noch in diesen Dörfern ruhig schlummert, nächster Tage erschossen auf dem Felde liegt, in den tiefen Schlaf versunken, aus welchem kein Trommelschlag und Hörnerklang ihn mehr weckt.

Es war ein scharfer Ritt, welchen der Adjudant zu machen hatte. Auf allen Poststationen standen für solche Fälle gesattelte Pferde bereit. So ging es ohne Aufenthalt vorwärts. Die

reifbedeckten Matten, die schwarzen Tannen- und enblätterten Laubwälder, die schlafenden Ortschaften zogen wie stumme Gespenster an ihm vorbei. Einmal sah er durch den Nebel das Schloß Mattstetten und am Fuße des Hügels die Schloßscheuer; sein Weg führte ihn dicht vorbei. Alles war still, kein Fenster erleuchtet. Der Befehl seines Chefs erlaubte ihm nicht, anzuklopfen. Rastlos ging's weiter.

Es war schon heller Tag, als Waldmann in Aarau, dem dermaligen Hauptquartier des Obergenerals, anlangte. Die Stadt war mit Soldaten überfüllt: hier defilirte ein Bataillon Infanterie in dunkelgrauen Kapotten; dort trabte eine Schwadron Dragoner mit glitzernden Helmen über das Pflaster; von der dritten Seite kam ein langer Zug schweren Geschützes gerasselt. Da trommelte es, dort schmetterten Trompeten, oder gellten die Hörner einer Kompagnie Scharfschützen, die, ernst wie ihre dunkle Uniform, den Stutzer im Arm vorüber marschirten. Hier wurde deutsch, dort französisch kommandirt und in einem Dutzend verschiedener Dialekte geflucht, gefragt und Bescheid ertheilt. Beim ersten Blicke schien ein unendliches buntes Wirrwar in diesen Gassen, auf diesen Straßen zu herrschen; aber bald ent-

deckte man einen rothen Faden, welcher durch all diese heterogenen Elemente sich zog und dieselben zu einem Ganzen verknüpfte, — die rothe Binde mit dem weißen Kreuz, das Feldzeichen, welches alle Waffengattungen, und alle Grade — vom Tambour und Frater bis zum Obersten hinauf — am linken Oberarm trugen; und einem geübten Auge konnte es auch nicht entgehen, daß der scheinbare Wirrwar sich in einer bestimmten Ordnung entwickle, daß ein überschauender, bewältigender Geist diese quirlende vielfarbige Masse beherrsche.

Fritz ließ sich sogleich beim Obergeneral melden. Der zehnstündige Ritt war vergessen, keine Spur von Steife und Müdigkeit mehr zu spüren, als er in das Kabinet des greisen Feldherrn trat, der im einfachen grünen Ueberrock und mit der rothen wollenen Feldbinde am Arm hinter ausgebreiteten Landkarten saß; — sein Herz ging ihm weit auf, als sein Blick das kahle, mit spärlichen grauen Haaren besäete Haupt, — das kluge und milde Auge des alten Soldaten traf. Er überreichte stillschweigend und ehrerbietig die Depesche seines Chefs.

Als der alte General die Zuschrift gelesen hatte, warf er einen ernsten, beinahe strengen Blick auf den Ueberbringer, indem er sprach: „Ihr Vor=

gesetzter und Freund scheint zu vergessen, daß wir nicht ausgezogen sind, eine Scharte auszuwetzen und Rache zu nehmen, sondern um verirrte Brüder auf den rechten Weg zurückzuführen. Wie dürfte ich's wagen, dem Oberkommandanten der geschlagenen Freischaaren zu erlauben, an der Spitze eines Armeekorps in's Luzernergebiet einzurücken, wo er so viele vermeintliche Unbilden zu rächen hat? Wie dürfte ich den bernischen Landwehrmännern die Thäler, die Dörfer preis geben, wo diesem ein Bruder, jenem ein Freund erschlagen, wo der Eine vom Landsturm mißhandelt, der Andere gefangen wurde, und welche nicht bedenken, daß sie sich alle jene Unbilden selbst zuzuschreiben hatten?" —

Waldmann biß sich beschämt auf die Lippen, doch erwiderte er fest: „Wir sind jetzt keine Freischäärler, mein General, — wir sind Soldaten!"

Die Antwort schien dem alten Herrn zu gefallen. Er antwortete: „Ich zweifle nicht an Ihrem militärischen Pflichtbewußtsein, — auch nicht an demjenigen Ihres Freundes und Chefs. Aber wer bürgt mir für das Verhalten Euerer Leute?" — „Unsere Ehre", fiel Fritz rasch ein. — **«Un brave garçon»**, — glaubte dieser zu hören. Der Obergeneral fügte laut bei: „Der Chef der

bernischen Reservedivision wird morgen meine Ordres erhalten. Vergessen Sie unterdessen nicht, junger Mann, daß Sie mir Ihre Ehre zum Pfand gegeben haben." — Die letzten Worte wurden mit nachdrücklichem Ernste gesprochen und dann der Adjudant des gewesenen Freischaarengenerals mit einer nicht unfreundlichen Kopfbewegung entlassen.

Als Waldmann durch die Gassen Aarau's nach dem Gasthof schritt, um sich dort von seinem nächtlichen Ritt etwas zu erholen und zur Heimkehr neue Kräfte zu sammeln, drängte sich ihm unwillkürlich die Vergleichung, dieses Hauptquartiers einer geordneten Armee mit dem Hauptquartier auf, welches der Ausgangspunkt des verunglückten Freischaarenzuges gewesen war, jenem Wallenstein'schen Lager, wo alle befahlen und keiner gehorchte, — wo Fräulein Franziska als Schützenfourier einzog und ihr Oheim Zeitungsartikel schrieb und für das zu erobernde Land eine Verfassung entwarf, — wo der Kriegsrath auf einem mit leeren Flaschen besäeten Schlachtfelde den Angriffsplan berieth und die freiwilligen Krieger, die den Plan ausführen sollten, gegen die ersten Anwandlungen des Kanonenfiebers ganze Batterien gefüllter Gläser aufpflanzten. —

Und jetzt wie ernst, wie nüchtern!

Schildwachen, die mit gleichmäßigen Schritten auf und abwandeln, — Adjudanten und Ordonnanzen, die geschäftig vorüber eilen. Einzelne Truppenkörper, welche in Reih und Glied schweigend dahin ziehen. Keiner weiß, wo in der nächsten Stunde sein Posten sein wird, — keiner, welche Rolle ihm am Tage der Entscheidung zugedacht ist; aber wenn sie an den beiden Ehrenwachen vorbeimarschiren, die vor des Generals Quartier stehen, ist Keiner, der nicht einen Blick des Vertrauens nach den Fenstern hinauf würfe, hinter denen der Lenker sitzt, der alle Fäden hält.

„Das ist der Militärgeist, der mit dem Schweizer geboren wird" — dachte Waldmann bei sich selbst. Er fühlte sein Herz merklich höher schlagen.

Was den Zweck seiner Sendung anbetraf, so zweifelte er nicht mehr an ihrem Erfolg. Er hatte es aus den Mienen des Obergenerals herausgelesen, daß der Marschbefehl für die Berner-Reservedivision nicht lange werde auf sich warten lassen. Freilich hatte er dagegen ein köstliches Pfand einsetzen müssen. Nichts destoweniger trat er wohlgemuth den Rücktritt an.

Als er in Matstetten einkehrte, um dem Vater und der Schwester guten Morgen zu sagen, wäh-

rend der Gaul seinen Hafer fraß, kam der alte Schloßbauer eben von einem Gang durch die Wässermatten zurück, wo er die Gräben und Schleußen inspizirt hatte. Er reichte seinem Sohne die Hand und sagte: „Halt' dich brav!" — Bäbelis braune klare Augen ruhten mit befriedigtem Stolz auf dem Bruder. Es war das erste Mal, daß ihn das Mädchen in der schmucken Offiziersuniform erblickte. Beim Abschied weinte es nicht. Es war ihm stolz und nicht bang zu Muthe. — Da Fritz wieder von dannen zog, dünkte es ihn, als sähe er von einem Fenster des Schlosses etwas Weißes wehen; er konnte aber nicht unterscheiden ob es ein Tuch sei, welches Jemand schwenke oder ein Vorhang, welchen der Zugwind durch das offene Fenster flattern ließ. —

Sechstes Kapitel.

Die „alte Garde".

Vom 23. auf den 24. November hielt die bernische Reservedivision ihr erstes Nachtlager im Feindesland. Am 23. früh war sie in's Entlebuch eingerückt und nach einigen Scharmützeln bis dicht vor das Dorf Schüpfheim gelangt. Dort wurde bivuakirt, ohne Feuer, ohne Sang und Klang; denn auf den benachbarten Höhen standen sonderbündische Kanonen und Schützen.

Es war eine lange, kühle, unfreundliche Nacht. Waldmann schlief in seinen Reitermantel gehüllt in einem Graben. Diese harte kalte Bettstelle war zwar ursprünglich mit etwelchen Handvoll Heu ausgepolstert worden; aber während dem tiefen Schlummer des Ermüdeten, der bis weit in die Nacht hinein bei den äußersten Wachtposten die Runde gemacht, hatte ein kecker Dragoner das Heu unter dem Leib des Offiziers weggestohlen, um damit sein etwas kärglich bedachtes Roß zu füttern.

Als Fritz durch die Reveille geweckt wurde, dämmerte ein trüber grauer Morgen. Verdächtig und landsturmschwanger schauten von rechts und links die schwarzen Tannwälder von den Berghalden auf die Thalsohle herunter. Gegen Schüpfheim zu war auf einem Hügel eine Kapelle zu sehen; dort hatte die feindliche Artillerie Posto gefaßt. Im Mittelgrund standen einige öde, von ihren Bewohnern verlassene Häuser. Lebhaft ging es jetzt im Bivuak selbst zu. In aller Eile wurden Feuer angezündet, die Feldkessel darüber gehängt und das Essen abgekocht. Aber den Soldaten ward nicht viel Muße zum Frühstück vergönnt. Kaum war es tageshell geworden, so knatterten hinter den Zäunen hervor die Stutzer der feindlichen Schützen.

Zwei Minuten, nachdem Adjudant Waldmann im Straßengraben die Augen aufgeschlagen hatte, stand er an der Seite seines Chefs, um dessen Befehle zu empfangen. Es handelte sich darum, das Dorf Schüpfheim wegzunehmen und zu diesem Zwecke mußte der Feind von den Anhöhen vertrieben werden, von welchen aus er die Straße beherrschte.

Eine schwierige Aufgabe, diese Landwehrbataillone zum ersten Mal in's feindliche Feuer zu

führen! Sie bestanden meistens aus Familienvätern, welche vor kaum vierzehn Tagen Weib und Kind und Haus und Hof verlassen hatten. Der Mehrzahl derselben war es höchst gleichgültig, ob in Luzern Siegwart oder Steiger regiere, ob sieben Jesuiten mehr oder weniger in der Schweiz seien und ob es eine oder zwei Tagsatzungen gebe. Auch der blinde Gehorsam, der auf das Kommandowort, Gewehr in Arm, ohne Murren gegen die Mündung der feindlichen Kanonen marschirt, war durch Zeitungsschreiber und Volksredner schon längst aus dem „Souverän" heraus geweihraucht worden.

Langsam bewegte sich die zum Sturm kommandirte Kolonne längs der Thalsohle. Plötzlich erschienen auf den Anhöhen mit ohrenzerreißendem Hurrahgeschrei dichte Haufen Luzerner Landsturms und feuerten ihre alten Steinschloßgewehre ab. Hinter den Hecken hervor schossen die feindlichen Schützen und von der St. Leonhardskapelle herunter eröffneten zwei sonderbündische Kanonen ein wohlgenährtes Feuer.

„Das geit afe schier nach", — sagte ein bernischer Landwehrmann, welchem der Feldkessel, den er auf dem Tornister trug, von einem Schusse durchbohrt wurde.

Die Scharfschützen, welche rechts und links ausgebrochen waren, um die Flanken zu decken, zogen sich nach kurzem Vorrücken, wobei etliche von ihnen gefallen waren, wieder in den schützenden Wald zurück. Die Bataillone stutzten.

Nun fing auch die bernische Artillerie zu spielen an, — der sonderbündische Landsturm stob vor diesem groben Baß in die Berge hinauf. Aber unentwegt sandten die zwei Kanonen bei der Kapelle Vollkugeln und Kartätschen, Schuß auf Schuß.

Die Kolonne, die den Hügel nehmen sollte, stand wie angewurzelt. „Wo fehlt's?“ — rief der Kommandant, blaß vor Zorn, seinem herbeieilenden Adjudanten entgegen. „Reiten Sie noch einmal hin; — jene zwei Lärmer dort oben müssen um jeden Preis zum Schweigen gebracht werden.“ — „Ich will versuchen, ob's mir gelingt“, — erwiederte Waldmann.

„Schützenkompagnie vor!“ — Fritz sprang vom Pferd und zog blank. „Und nun mir nach, Knaben; üsi Buebe hei's!“ —

Jubelnd folgte die Kompagnie und eilte im Sturmschritt den Hügel hinan. Kaum fanden die sonderbündischen Artilleristen Zeit, ihre zwei Piecen aufzuprotzen und mit denselben davon zu

sprengen. Jetzt erst bemerkte Waldmann, daß die Trainmannschaft des Feindes, welche gleich alten Soldaten furchtlos im Feuer gestanden, aus unerwachsenen Buben bestand. Er glaubte den rothen Schopf seines jungen Freundes vom Freienamt und der Bramegg her von weitem zu erkennen.

Aber die sonderbündischen Amseln mit den ehernen Schnäbeln hatten ihr Lied noch nicht ausgesungen. Hinter Schüpfheim steht auf einer Anhöhe das Kapuzinerkloster. Von dort herunter brummte bald wieder Schuß auf Schuß. Beim Rückzug war die Laffette eines der beiden Geschütze zerbrochen; ohne langes Besinnen fuhr die jugendliche Trainmannschaft nach dem rückwärts liegenden Dorf Hasli zur Schmidte und sprengte dann, nach hergestelltem Schaden, in voller Karriere auf den Kampfplatz zurück.

Unterdessen hatte das gute Beispiel Waldmann's seine Wirkung auf die Berner Landwehrmänner nicht verfehlt. Wo die Offiziere voran gingen, da folgte die Mannschaft — trotz Weib und Kind daheim — herzhaft nach. Als endlich gar die feindliche Artillerie alle ihre Munition bis auf die letzte Patrone verschossen hatte, da war für die Luzerner kein Stand mehr möglich.

Der Landsturm zerstob in die Berge; die Milizen traten mit ihren beiden Kanonen einen geordneten Rückzug an.

Das Gefecht hatte den Bernern etwa vierzig Mann kampfunfähig gemacht. Die Pflicht der Menschlichkeit erforderte vor Allem die Unterbringung und Besorgung der Verwundeten. Dann hieß es wieder: vorwärts, dem retirirenden Feinde nach! Sache der Adjudanten war es, den verschiedenen Truppenkörpern die nöthigen Befehle zu überbringen.

In solchem Auftrag ritt Waldmann den Hügel hinan, auf dem das Kapuzinerkloster stand und von welchem herunter die sonderbündischen Kanoniere ihre letzten Patronen verschossen hatten. Nach dem Abzug der Sonderbündischen war die Anhöhe von einer Scharfschützenkompagnie besetzt worden. Kein Mann derselben war zu entdecken. Es war, als ob die Schützen in die Erde versunken wären. Als Fritz sich dem Kloster näherte, scholl ihm plötzlich lauter Gesang entgegen.

„Ein freies Leben führen wir,
„Ein Leben voller Wonne“ —

tönte es in hundertstimmigem jubelndem Chor.

Fritz hatte selbst schon oft genug in fröhlicher

Gesellschaft und übermüthiger Weinlaune das Schiller'sche Räuberlied singen helfen. Hier auf dem blutigen Kampfplatz, in dieser ernsten Stunde, klang es ihm widerwärtig wie Tanzmusik an einem Leichenzug. Unwillkürlich ließ er seinem Rößlein den Sporn fühlen und ritt dem wilden Lärm entgegen.

Bald war er vor der Klosterpforte angelangt, welche in Splittern auf der Erde lag.

„Heut kehren wir bei Pfaffen ein,
„Bei reichen Bauern morgen" —

scholl es fast betäubend aus dem Klosterhof heraus. Ein eigenthümlicher Anblick, der sich dem Eintretenden bot!

Mitten im Klosterhof nächst der Treppe, die in den Klosterkeller hinunterführte, stand eine große Waschkufe mit Wein gefüllt und um die Kufe drängte sich mit Gläsern, Bechern, Tassen, Töpfen, Krügen, Kesseln und Kellen bewaffnet, die vollzählige Schützenkompagnie, jubelnd, singend, schöpfend und nach Kräften die vom Kampf und den Sträpatzen vertrockneten Gurgeln befeuchtend. Mitten unter der wilden Schaar stand ein alter graubärtiger Kapuziner, der einzige Bewohner des Klosters, welcher nicht die Flucht ergriffen hatte; ein gemischtes Gefühl der Angst

vor den Soldaten und des Zornes wegen dem vergeudeten Wein lagerte auf dem Gesicht des armen Alten, welchen, gleichsam zum Hohn, einer der Schützen nach dem andern zum Anstoßen und Bescheidthun nöthigte.

Bei diesem Anblick durchzuckte Waldmann der Gedanke an das dem General verpfändete Ehrenwort. Sein Pferd hatte er vor der Klosterpforte stehen lassen. Mit zorngeröthetem Gesicht sprang er unter die jubelnde Schaar.

„Ruhig!“ befahl er. Der Gesang verstummte. „Wollt ihr euch betrinken, um vom rückkehrenden Landsturm wie Hunde todtgeschlagen zu werden?“ Diese faßliche Anrede verfehlte ihre Wirkung nicht; viele der Schützen verließen beschämt die Weinkufe. „In's Glied gestanden!“ kommandirte Waldmann. „Richt' euch! Vorwärts! Marsch!“ — Es war dieselbe Schützenkompagnie, an deren Spitze Waldmann den Hügel der St. Leonhardskappelle gestürmt hatte. Sie gehorchte, obwohl Mancher, dessen Durst noch nicht gelöscht war, einen wehmüthigen Seitenblick auf die halbvolle Kufe warf. Vor dem Kloster stellte sich die Truppe auf, erhielt dort die nöthigen Befehle und fort ging's bergwärts in den Wald hinein, um die

Flanke der avancirenden Kolonne vor dem etwa im Hinterhalt liegenden Landsturm zu decken. —

Der Morgen des 25. Novembers sah die bernische Reservedivision gleich einer Riesenschlange sich den Zickzack-Weg des Brameggpasses hinaufwinden. Der Berg hatte bereits seinen Schneemantel umgehängt; an allen Zweigen glitzerte der Reif. Schweigend, in einen grauen Pelzrock gehüllt, den Hut en bataille aufgesetzt, ritt der Chef der bernischen Landwehrmannen bergan.

„Eine zweite Auflage des Uebergangs Napoleons über den St. Bernhard", — warf einer der Stabsoffiziere hin. Der ehemalige Freischaarengeneral schwieg, aber der erhöhte Glanz seiner Augen verrieth dem aufmerksamen Beobachter, daß der Schmeichler jene scheinbar absichtslos hingeworfenen Worte nicht umsonst gesprochen hatte.

Fritz Waldmann, der ein abgeschworner Feind alles Götzendienstes war, sprengte unmuthig zur Avant-Garde. Er hatte aber noch einen andern Zweck; auf der Höhe der Bramegg konnte möglicherweise wieder ein Gefecht stattfinden; an Fritz war es, seinen Lebensretter, den lahmen Winterhüter, die mehlsuppenkundige Annelisi, ihre beiden Töchter und ihren rothborstigen Sohn vor Schaden und Unbill zu beschützen.

Mit Entfaltung aller möglichen strategischen Vorsicht wurde von der Vorwacht die Höhe des Passes erstiegen. Es war überflüssig; kein Mann von den Sonderbündischen war auf der Paßhöhe zurückgeblieben; Militz-Bataillone, Artillerie, Landsturm, — Alles war in größter Eile rückwärtsgegangen, um, wie es schien, sich vor Luzern zu koncentriren.

Eigene Gefühle beschlichen unsern Helden. Dort stand die Tanne unter welcher Franziska zusammengesunken war, — dort der Ziegenstall, welcher ihnen zum Versteck gedient. Vor dem Haus auf der Schnitzelbank saß wieder, wie damals, der Freienämter mit dem lahmgeschossenen Bein, — unter der Stallsthüre zeigte sich der rothhaarige Lunzi. — — —

Bald genug wurde Waldmann durch die rauhen Töne der Wirklichkeit aus seinen Träumen geweckt.

„Dort steht ja der Rothkopf, welcher eines der sonderbündischen Stücke führte," — rief beim Anblick Lunzi's ein bernischer Scharfschütze. — „Schießt ihn nieder, den Hund," fügte ein zweiter bei. — „Brennt den Landstürmern das Nest über dem Kopf zusammen" — schrie der ganze Chorus. — Die Landwehrmänner waren ganz

besonders über die feindlichen Artilleristen erbost, weil durch sie die meisten ihrer Leute gefallen waren. Die drohenden Worte wären ohne Zweifel zur That geworden, hätte sich Fritz nicht in's Mittel gelegt. Dem Schützen, der bereits auf den rothen Lunzi angelegt hatte, schlug er mit dem flachen Säbel den Stutzer aus der Hand; einen andern, welcher einen herumliegenden Kienspan angezündet und sich damit dem verhängnißvollen Ziegenstall näherte, vor dem, wie vor zwei Jahren, ein Haufen Strohbünde aufgeschichtet lag, schlug er mit der Faust zu Boden. Murrend schaarten sich die Schützen zusammen. Fritz trat vor sie hin und sagte kurz: „Wer sich an diesem Haus und seinen Bewohnern vergreift, wird vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen." — Die Schützen stutzten. „Seht ihr denn nicht ein, daß die Sicherheit der ganzen Division, unser Sieg, vielleicht der Erfolg des Krieges davon abhangen kann, was uns diese harmlosen, unbewaffneten Leute von der Bewegung des Feindes mittheilen? In's Glied getreten! Wachen ausgestellt! Niemanden herein, niemanden herausgelassen, bis unser Chef zur Stelle ist! Der mag dann verfügen, was ferner geschehen soll."

Der Freienämter, sein Haus und Habe waren

gerettet; zum zweiten Mal hatte Waldmann sein dem General verpfändetes Wort gelöst.

Als endlich der Befehlshaber der Division mit der Hauptkolonne auf der Paßhöhe anlangte, erklärte ihm Waldmann mit zwei Worten sein Benehmen. Derselbe nickte seinem Adjudanten Beifall zu und ritt dann, von diesem begleitet, nach dem Wirthshaus, um den lahmen Hüter zu verhören.

In banger Erwartung seines Schicksals stand der Freienämter, die Mütze in der Hand, vor seiner Thüre; — der rothe Lunzi trotzigen Blicks etwas beiseits, — er hielt, um auf alle Fälle gefaßt zu sein, einen Knittel hinter dem Rücken versteckt; — Mutter Annelisi und ihre Töchtern lagen im Zimmer betend auf den Knieen. — Als der Befehlshaber der bernischen Landwehr vom Pferde sprang, erhob jener seine Stimme: „Um mich alten Krüppel ist's einerlei, — nur mit Weib und Kind habt Erbarmen!" —

„Ihr haltet uns wohl alle für Kinderfresser," — erwiederte der Oberst lächelnd. „Laßt gut sein, führt uns hinein, bringt uns eine Flasche Wein und antwortet dann wahr und aufrichtig auf das, was ich Euch frage." — „Nur nicht bange", — fügte Waldmann bei, — „und schaut dem

Feind in die Augen; vielleicht findet ihr gar alte gute Freunde darunter."

Dem Freienämter fiel vor Erstaunen die Zipfelkappe aus den Händen, als er jetzt erst dem Sprechenden in's Gesicht schaute: „unser Schutzengel", — rief er aus. „Nur ein alter Freischäärler, der noch etwas mit Euch abzurechnen hat", — entgegnete Fritz lachend. „Und nun vorwärts, alter Stelzfuß, führt den Herrn Obersten in die Stube und tröstet Euere Weibsame." —

Es fehlte nicht viel, so wäre Mutter Annelisi, welche steif und fest überzeugt war, die Berner würden des Kindes im Mutterleib nicht schonen, dem jungen Mann, der zum zweiten Mal ihr Retter aus großer Noth und Bedrängniß geworden, um den Hals gefallen. Während Waldmann seinen Obern auf den verhängnißvollen St. Joseph aufmerksam machte, frug Annelisi angelegentlichst nach dem Befinden des jungen Herrn Bruders, ob er nicht auch mit dabei sei. Er wäre doch auch gar ein hübscher und die Meitschi seien ganz vernarrt in ihn gewesen.

Nachdem der Kommandant der Berner Reserve durch die redselig gewordene Familie die wichtige Nachricht erhalten hatte, daß die sonderbündischen Truppen, welche das Entlebuch hätten ver-

theidigen sollen, sich auf erhaltenen Befehl rasch nach der Stadt Luzern zurückgezogen hätten, wo — aus den bedenklichen Mienen der Offiziere zu schließen, — die Sachen nicht am besten stehen müßten, ertheilte er den Befehl, den Marsch unmittelbar fortzusetzen. Beim Abschied legte er für die aufgestellte Flasche Wein ein Goldstück auf den Tisch; — was herausgehöre, sei für den ausgestandenen Schrecken. Der Mutter Annelisi und den beiden Mädchen reichte er die Hand, nachdem jene die ihren — nach Vorschrift ländlicher Etiquette — an den Schürzen abgewischt. Lunzi stand noch immer scheu bei Seite, — er rief ihn herbei. „Du hast dich wacker gehalten bei Schüpfheim drunten, — du gibst einmal einen braven Soldaten", — sagte er ihm, indem er ihm auf die Schultern klopfte. —

„Und das war der Ochsenbein!" — rief Annelisi, die Hände faltend, aus, als der ehmalige Freischaarengeneral wieder südwärts bergunter ritt. Mit ein paar Worten hatte er nahezu ein halbes Dutzend Sonderbündler so gründlich bekehrt, daß sie für ihn durch's Feuer gelaufen wären. —

Bis jetzt hatte Waldmann sein dem Obergeneral verpfändetes Wort mit Ehren gelöst.

Freilich waren während der verschiedenen Gefechte ein Paar Häuser zu Asche gebrannt worden; — den Wein der Kapuziner von Schüpfheim hatten die Soldaten nicht bezahlt und auch für die Schoppen, welche während dem zweiten Nachtquartier in Entlebuch getrunken worden waren, hatte mancher die Uerte zu berichtigen vergessen; diese Exzesse glaubte Waldmann, so kitzlich er im Ehrenpunkte war, verantworten zu können: es war eben Krieg. Aber nun bald sollte eine schwere Stunde schlagen, — nicht lange und die Kolonne der Berner-Landwehrmannen stand vor Malters, dem verhängnißvollen Schauplatz der Freischaaren-Niederlage. Wie mancher Soldat und Offizier, der jetzt als Sieger einmarschirte, war vor zwei Jahren hier gefangen und mißhandelt worden? — Wie Mancher hatte einen Bruder, einen Freund zu rächen, welcher beim Schein jener denkwürdigen Laterne von den Luzernermilizen niedergeschossen, von den Knitteln des Landsturms todtgeschlagen worden war?

Eine finstere unheimliche Stimmung schien sich der ganzen Kolonne zu bemächtigen, als man dem Unglücksorte näher rückte. Kein Scherz, kein Lied erscholl mehr aus den Reihen; desto mehr Flüche, — wilde Racheschwüre. Es sollte ein

Exempel statuirt werden, das war das heimliche Losungswort, die stille Uebereinkunft, die von Peloton zu Peloton, von Kompagnie zu Kompagnie sich fortpflanzte.

Wie hätte Fritz Waldmann diese Stimmung übersehen können? Und wie sollte es ihm möglich werden das Gewitter abzuleiten, das über dem unseligen Dorfe schwebte? Und wie stand es mit seinem verpfändeten Ehrenwort, wenn das geschah, was er kommen sah? — Wie ein Alp lastete es auf seiner Brust, — wie mit eisernen Fingern schnürte es ihm die Kehle zu. — Schon sah man den spitzen Kirchthurm von ferne ragen, schon hörte man den Hahnenruf aus dem Dorfe, das vielleicht in wenigen Stunden nicht viel mehr als ein großer Aschenhaufe sein würde.

Er ritt dicht an die Seite seines Chefs.

„Auch Ihr Wort ist verpfändet Herr Oberst, auch Ihre Ehre, die Ehre des gesammten Bernervolkes steht auf dem Spiel" — raunte er ihm leise zu.

„Seien Sie unbekümmert, mein Freund," — erwiderte der Freischaarengeneral ruhig aber ernst. „Ich verstehe mich auf meine alte Garde. Meine Landwehrmannen haben ein Herz im Leib, — sie

sind keine Kinderfresser. Malters hat nichts zu befürchten.“ —

Aehnliche Triebe äußern sich bei Menschen und Thiere in ähnlichen Lauten. Als die ersten Häuser von Malters der Kolonne zu Gesicht kamen, brach bald da, bald dort eine der marschirenden Kompagnien in ein wildes, unheimliches, wolfgeheulähnliches Jauchzen aus, welches Waldmann wie Fieberfrost durch Mark und Knochen drang.

Die Kolonne befand sich kaum mehr hundert Schritte vom Dorf.

„Halt!“

Ochsenbein ließ die Infanteriebataillone und Schützenkompagnien auf einer geräumigen Wiese in's Quarré aufstellen. Durchdringend, dem Entferntesten hörbar, erhob sich die wohllautende, dem Ohr schmeichelnde Stimme des geliebten Führers: „Soldaten, hier ist Malters. Die Männer des Dorfes stehen im Feld; in diesen Häusern sind nur Weiber, Kinder, Kranke zurückgeblieben. Ich vertraue sie euerer Ehre an. Wer Einem dieser wehrlosen ein Haar krümmt, ist schlimmer als ein Landstürmer. Soldaten, wahret euere Ehre!“

— — Stumm und ernst zogen die Bataillone in Malters ein. Auf dem Kirchhof, bei den

Gräbern der gefallenen Freischäärler, stand eine Kompagnie Scharfschützen als Ehrenwache. Plötzlich erschollen die Schützen-Hörner; — langgezogene feierliche Molltöne, — ein herzerschütternder Trauermarsch! Stumm und ernst marschirten die Landwehrmannen an den Gräbern ihrer gefallenen Brüder vorbei, — vorbei an jener bluttränkten Stelle, wo der verhängnißvolle Heuwagen gestanden, vorbei am „Klösterli", wo in jener Nacht der Laternenmann auf der Treppe gestanden. Stumm und ernst zogen die Bataillone wieder zum Dorfe hinaus. Waldmann athmete tief auf. Malters war gerettet. —

Siebentes Kapitel.

Der Tag von Gislikon.

Baron von Schwalbe schritt unruhig auf dem weichen Brüßlerteppich hin und her, welcher den Fußboden seines Zimmers im Schweizerhof bedeckte. Dem 23. November zum Hohn schien draußen eine helle laue Frühlingssonne. Aber nicht dieser Sonne zu lieb stand das Fenster weit geöffnet, sondern um einem fernen Geräusche Einlaß zu gewähren, welchem Schwalbe mit steigender Unruhe sein Ohr lieh. Es rollte fast unaufhörlich schon seit dem frühen Morgen, ähnlich dem Donnern eines fernen Gewitters. Das waren die Paukenschläge der Sechspfünder, die bei Gislikon aufspielten, begleitet vom dumpfen Baß der mürrischen Zwölfpfünder.

Nachdem er eine Weile gespannt auf die ferne Kanonade gehorcht und dann einen Blick auf den Platz hinunter geworfen, über welchen bald ein Adjudant oder Staffetenreiter sprengte, bald eine Artilleriebatterie rasselte, dann wieder unter Trom-

melschall ein Landsturmbataillon vorbeidefilirte, — kehrte er zu seinem Schreibtisch zurück und ergriff die Feder. Aber umsonst starrte er auf das weiße Blatt, welches vor ihm lag. Plötzlich sprang er wieder auf, warf die Feder weg und rief: „Der Kuckuck schreibe Zeitungskorrespondenzen bei einer solchen Musik!"

Er ergriff Hut, Stock und Paletot und ging auf die Straße hinunter. Dort fand — unter dem hellen Sonnenhimmel — ein düsteres unheimliches Treiben statt. Wer ein Gewehr tragen konnte, stand freiwillig oder gezwungen unter den Waffen. Und doch war ein Gedränge überall. Landsturm mit Sensen, Gabeln und Morgensternen bewaffnet wimmelte hier bunt durcheinander. Dort standen ängstliche Gruppen von Frauen, Kindern und Greisen, die theils laut jammerten und wehklagten, theils flüsternd sich allerlei ungeheuerliche Gerüchte mittheilten. Andere eilten nach den Kirchen, theils laut den Segen des Himmels herabzuflehen auf die sonderbündischen Waffen, theils ganz leise und heimlich für die Befreier, die heranrückenden Eidgenossen, zu beten.

Ein Reiter, der mit verhängtem Zügel gesprengt kam, theilte die aus einander stäubende Menge. Es war Theophil von Matstetten, der

etwas blaß und alterirt dem Anschein nach vom Kampfplatz herkam. „Wie steht's auf dem Schlachtfeld, Herr Adjudant?" — rief Schwalbe, als jener vor dem Regierungsgebäude vom Pferde sprang. „Vortrefflich, cher baron! Unsere Leute halten sich wacker. Noch ein paar Bataillone Verstärkung und wir machen reine Arbeit mit dieser eidgenössischen Canaille. Benutzen Sie Ihre Zeit, mon cher, und dichten Sie ein Siegescarmen!" —

Ohne weiter Rede zu stehen, verschwand der Adjudant in einem der Corridore des Rathhauses. Hier im Sanctissimum des Sonderbunddiktators war indessen keine mindere Unruhe, kein minder unheimliches Treiben als auf allen Plätzen, in allen Gassen und Häusern Luzern's. Schwalbe, welcher einen Blick hineinwarf, glaubte einige Anzeichen wahrzunehmen, welche die günstige Stimmung zum Dichten einer Siegeshymne nichts weniger als beförderten. Es dünkte ihn, als würden Schriften und Aktenstöße verpackt, — schwere Geldkisten treppab getragen.

Nicht lange, so erschien Theophil wieder, — aber noch blasser als vorher. „Was Neues?" — frug Schwalbe. „Sehen Sie selbst nach, wenn Sie neugierig sind" — erwiederte der Junker

von Matstetten und ritt, — jedoch bedeutend langsamer, als er gekommen war, — in der Richtung des Kanonendonners davon.

Begleiten wir den jungen Parteigänger des Sonderbundes nach Gislikon. Hier war nächst der Reußbrücke eine Schanze aufgeworfen worden, von welcher eine Luzerner Batterie wacker auf die anrückenden Eidgenossen losfeuerte. Hier in der vordersten Linie stand der Oberkommandant der Sonderbundstruppen, durch seinen persönlichen Muth, seine Todesverachtung dem Soldaten ein Beispiel gebend. Tapfer bedienten auch die braven Kanoniere ihre Stücke, nicht achtend der Kartätschen, Granaten und Vollkugeln, die ihnen um die Ohren sausten, — nicht achtend der Todten und Sterbenden, welche neben den Kanonen in der Schanze lagen.

Theophil hatte freilich anders calculirt. Er hatte in Büchern gelesen, daß der General während der Schlacht sich sonst hinter der Linie aufhält — in sicherer Ferne von Kanonen- und Büchsenkugeln — von wo er die Manöver überschauen und leiten kann. War es vielleicht diese strategische Kenntniß gewesen, die ihn bewogen hatte, dem General seine Dienste als Adjudant anzubieten? — Jetzt hieß es freilich, zum schlimmen

Spiel gute Miene machen. In sicherer Entfernung von der Schanze stieg er vom Pferd und gelangte endlich, gleich einem rothhäutigen Indianer von Baumstamm zu Baumstamm hüpfend zu seinem Obern.

Er überbrachte diesem die unwillkommene Nachricht, daß die verlangte Verstärkung nicht nachrücken könne, weil Luzern bereits von zwei andern Seiten, vom Entlebuch und von der Emme her, bedroht werde. Indessen schien auch vom Rootenberg her, wo Oberst Ziegler mit den Sonderbundstruppen handgemein geworden war, das Kleingewehrfeuer sich zu nähern. Die feindlichen Kugeln und Kartätschen flogen dichter und dichter, vor denen Theophil unwillkürlich jedesmal seinen respektvollen Bückling machte, während der General stolz und aufrecht, aber mit finster gerunzelten Brauen stehen blieb.

Jetzt fiel eine Granate in die Batterie. Zwei Sekunden lang wühlte sie mit pustender Brandröhre in dem lockern Erdreich, — zwei Sekunden lang standen die Kanoniere regungslos an ihren Stücken und blickten stumm auf den verderbenbringenden feurigen Kreisel; Theophil lehnte sich mit bebenden Knieen an die Schanze. Nun ein betäubender Knall, — Rauch, Eisensplitter, Erde

und Steine erfüllen auf einen Augenblick die Luft und hüllen Alles in eine dichte undurchsichtige Wolke.

Ein Luftzug entführt sie, — drei Mann liegen getroffen am Boden — unter ihnen der General, der Oberkommandant der Truppen des Sonderbunds!

Die Blässe der Todesangst überzieht Theophils Gesicht, — er ist seiner Sinne nicht mehr mächtig, — ein übermächtiger Trieb tödtet jeden andern Gedanken, jedes andere Gefühl, — der Trieb zu fliehen, sein Leben zu retten. Es ist ihm zu Muth wie damals, als er dem Bäbeli den nächtlichen Besuch abstattete und ihn dann die weiße gespenstige Gestalt verfolgend nach dem Schlosse jagte; es ist ein panischer Schreck, der ihn erfaßt hat. — In die Kniesehnen, die ihn eben kaum mehr zu tragen vermochten, kehrt plötzlich wieder Spannkraft zurück: „fort, fort!“ Ein Sprung und er ist aus der Schanze. So schnell ihn seine Füße tragen können, rennt er auf der Straße nach Luzern stadtwärts.

Auf derselben Straße, in demselben Moment, nach derselben Richtung hüpft auch noch ein anderer Wanderer. Es ist eine eidgenössische Zwölfpfünder Vollkugel, die hier noch ihre letzten matten

Sprünge macht. Theophil flieht vorweg, die Kugel folgt bald rollend, bald wieder — wenn sie an einem Stein sich gestoßen — in langen Sätzen dem Flüchtling nach. Aber so sehr Theophil — Hut und Waffe von sich werfend — in panischer Angst davon eilt, so ist die scheinbar so zahm, so harmlos rollende Kugel noch schneller; von Augenblick zu Augenblick schwindet der Raum, der beide noch trennt; — kaum noch ein Dutzend Schritte! Da hat sich ein Stein in die Quere gestellt, die Kugel setzt an und überspringt ihn in weitem Bogen — —

Bück' dich, Junker von Mattstetten! —

Zu spät! Gerad zwischen seine beiden Schultern setzt die Zwölfpfünderkugel ab und schleudert, so kraftlos auch ihr letztes Auslaufen scheinen mochte, den Flüchtling mit unwiderstehlicher Kraft zur Erde, wo er ohne ein Glied mehr zu rühren liegen bleibt. — — —

Unterdessen war der von einem Granaten-Splitter an der Schläfe verwundete und zusammengestürzte General wieder aufgesprungen.

„Es ist nichts, gar nichts! So bleibt doch!" — ruft er seinem flüchtigen Adjudanten zu. Zu spät. Er sieht eben noch, wie der rollende Ver-

folger den blindlings Fortrennenden einholt und zu Boden schmettert. —

Jetzt sinkt der Oberkommandant, zum zweitenmal seine Sinne verlierend, zu Boden. Er muß zum Verband davon getragen werden. — —

Nichtsdestoweniger feuerten die tapfern Kanoniere drauf los. Da traf die Ordre zum Rückzug ein. Wider Willen verließ der Hauptmann mit seiner Schaar die Batterie. Eine der Kanonen, welche das Gespann verloren hatte, versuchte die Mannschaft von Hand fortzubringen, mußte sie jedoch, wo die Straße zu einem gähen Rain ansteigt, stehen lassen.

Auf dem Gesichte liegend ward Theophil von den retirirenden Kanonieren auf der Straße gefunden. Es war keine äußere Verletzung an ihm zu entdecken; nichtsdestoweniger war er eine Leiche. Sie luden den Leichnam auf eine der Kanonen. So kehrte der Erbe von Matstetten, ein Opfer seiner eigenen Angst, nach Luzern zurück. —

Schwalbe irrte, von einer peinlichen Unruhe getrieben, in den Straßen umher. Je später es ward, um so deutlicher trat die Niederlage des Sonderbundes an den Tag. Todte und Verwundete wurden auf Wagen in die Stadt gebracht, denen Weiber mit lautem Heulen und Gejammer

das Geleite gaben. Landsturm und Milizen, von allen Seiten durch die nachrückenden Eidgenossen zurückgedrängt, überfüllten die Gassen.

Zwar verfügte der Sonderbund noch über manches frische schlagfertige Truppenkorps, welches noch keine einzige Patrone verschossen hatte. Ein Bataillon Unterwaldner war aus Mißverständniß den ganzen Tag Gewehr im Arm bei Seite gestanden, während auf dem Rootenberg geschlagen wurde. Die „mittelalterliche Heldengestalt", welche vor wenigen Wochen beim Rothenthurm die Sonne von Morgarten beschworen hatte, blieb mit seiner ganzen Brigade unthätig in Arth liegen und verzehrte dort, während in der Ferne das schwere Geschütz donnerte, ein Spanferkel. Die Führer hatten eben ihre Zuversicht, das Vertrauen auf den Sieg ihrer Sache verloren. Der Diktator Siegwart hatte auf die Schwäche, die Uneinigkeit des Feindes sein va banque gesetzt: als statt ungeordneter Freischaaren eine wohldisziplinirte eidgenössische Armee dem Sonderbund zu Leibe ging, da mußte er sein Spiel verloren geben. —

Schwalbe sann eben darüber nach, ob es nicht das zweckmäßigste wäre, mittelst rothem und weißem Perkal eine eidgenössische Fahne zu verfertigen

und unter dem Schutz derselben zum Feinde überzugehen, als er durch die hereinbrechende Dämmerung eine dunkle Rauchsäule gewahrte, welche dem Kamin des im Hafen befindlichen Dampfschiffes entstieg. Ein unklarer Instinkt trieb ihn in die Nähe des rauchenden Dampfers.

Dort waltete eine bedeutungsvolle Geschäftigkeit. Silbernes Kirchengeräthe, Schriftenbündel, allerlei Proviant, — auch eine schwere Geldkiste — wurden möglichst geräuschlos und unter dem Schutz einer zahlreichen Polizei auf das Schiff gebracht; mehrere Schleppkähne wurden mit Getreidesäcken beladen. Hie und da huschten scheue Männer und Frauen durch die Dämmerung an Schwalbe vorbei und bestiegen das Schiff. Bald war es ein Trupp Nonnen, — dann glaubte er einen oder den andern mächtigen Tonangeber des Sonderbundes zu erkennen, dann wieder braune Kapuzinerkutten, aufgekrämpte Jesuitenhüte. Endlich erschien hastigen Schrittes — von einem Detaschement Landjäger eskortirt — der Diktator selbst. Schwalbe faßte einen raschen Entschluß; mit den Worten „im Mißgeschick bewährt sich die Treue — ich folge dem edlen Besiegten in die Verbannung," — trat er auf Siegwart zu und bestieg an seiner Seite den Dampfer.

Der ehemalige Aufwiegler der Cikorienstampfer von Lahr, der spätere Redaktor des bernischen Moniteur, welcher schließlich zum sonderbündischen Zeitungskorrespondenten geworden war, mochte überlegt haben, daß ihn im Fälle des Erkennens ein Stück rothen mit weißem Kreuze bemalten Perkals von etwelchen rauhen Püffen seiner frühern Freunde und Genossen nicht genugsam schirmen würde. Er zog es vor, die sich darbietende Gelegenheit zu benutzen und mit sammt dem sonderbündischen Kriegsrath, den Nonnen von Eschenbach, Jesuiten und Kapuzinern und der siegwartischen Landjägereskorte nach Uri hinüber zu flüchten.

Kaum hatten Siegwart und sein Gefolge das Schiff betreten, als das Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde.

Klar stand der Mond über dem unverhüllten Scheitel des Rigi. Rings im weiten Halbkreis — von Winkel und Kriens bis auf den Scheitel des Rootenberges brannten die Beiwachtfeuer der eidgenössischen Armee und rötheten — gleich einer ungeheuren Feuersbrunst — den nächtlichen Himmel. Auf dem Schiffe herrschte dumpfes Schweigen. In der Kajüte seufzte und wimmerte das Häuflein flüchtiger Nonnen; auf dem Verdeck standen

die Männer gruppenweis und starrten entweder stumm in die Nacht hinaus oder flüsterten leise, — künftige Plane berathend. — Schwalbe schlug sich unmuthig vor die Stirne: „Auch nur eine Unze Stimmung, — welch pompösen Stoff zu einem Korrespondenzartikel böte diese nächtliche Fahrt, — dreißig Gulden unter Brüdern werth.."
— Aber der Geschützesdonner von Gislikon hatte ihm die Nerven angegriffen, — keine einzige pikante Zeile mochte mehr aus seiner Feder fließen. —

Der flüchtige Diktator hatte Luzern seinem Schicksal überlassen. Einige Offiziere des Sonderbundes trugen darauf an, den Kampf am folgenden Tage wieder aufzunehmen. Aber das heimliche Entweichen Siegwarts und seiner Genossen hatte die Truppen erzürnt und entmuthigt; der Oberkommandant, vom Wundfieber geschüttelt, gab Befehl zur Kapitulation. Der Stadtrath, welcher befürchtete, bei längerem Widerstand möchte die Stadt zusammengeschossen und in einen Aschenhaufen verwandelt werden, pflanzte auf den Thürmen die eidgenössische Fahne auf und lud die eidgenössischen Truppen zum Einzuge. Frühesten Morgens wurden Milizen und Landsturm entwaffnet und nach Hause geschickt. —

— Die Berner Landwehrdivision war am

24. November, — am Abend desselben Tages, an welchem früh Morgens auf den Thürmen von Luzern die eidgenössischen Fahnen aufgezogen worden waren, — mit ihrem Hauptquartier bis Kriens vorgerückt, — einem kaum ein halbes Stündchen vor Luzern gelegenem Dorfe. — Hier war ihr vom eidgenössischen Oberkommandanten Halt geboten. Eine kleine Abtheilung von Ochsenbeins Scharfschützen, welche aus Mißverstand bis in die Stadt vorgedrungen war, wußte nach ihrer Rückkehr zur Division nicht genug zu erzählen von dem imposanten Einmarsch der eidgenössischen Armee in die Stadt. Von Mittags bis zum späten Abend hab' es gedauert, Bataillon an Bataillon, — und vom Rasseln der Geschütze hätten die größten Häuser in ihren Grundvesten gezittert; dazu hätten die Glocken geläutet und von allen Fenstern hinaus seien roth und weiße Fahnen gehangen, und aus allen Häusern hätte man den Soldaten Wein und Speisen gebracht. Aber ein wahrer Stolz sei es gewesen, als Oberst Ziegler eingeritten kam, der Sieger von Gisikon, welcher den Säbel in der Faust an der Spitze seiner Soldaten den Rootenberg gestürmt. Schöne Jungfern hätten ihm Kränze zugeworfen und das Volk ihm Vivat zugerufen. — Man hätte glauben

mögen, erzählten die Schützen, die Sonderbündler von Luzern seien übernacht alle in die Erde versunken und nichts als liberale Mannen und gute Eidgenossen übrig geblieben, wo Tags zuvor Siegwart noch regierte. —

Waldmann traf seinen Freund und Chef unmuthig auf- und abwandelnd. „Sie haben Glück beim General", — rief er ihm zu. „Reiten Sie noch einmal hin; stellen Sie ihm vor, daß die Berner-Landwehr auch ihren Ehrentag haben wolle, — daß sie sich nicht dem Haag nach heimschicken lasse!" — Waldmann warf sich auf's Pferd und ritt nach Luzern.

Des andern Tages — den 26. November — hielt auch Ochsenbeins „alte Garde" ihren feierlichen Einzug in die bezwungene Hauptstadt des Sonderbundes, — zu einem Thor hinein, zum andern heraus, um von da wieder in die Heimat zurückzumarschiren. Als Sieger ritt der Freischaarengeneral in die Stadt, welcher er vor kaum länger als 2 Jahren als vogelfreier Flüchtling den Rücken gewendet. „Das ist er", — flüsterten die betroffenen Luzerner und zeigten mit dem Finger auf den stattlichen Reiter im grauen Pelzrocke; verwundert staunten sie ihm nach, — hatten sie sich ja doch unter dem berüchtigten Frei-

schäärler etwas ganz anderes vorgestellt, als diesen freundlich lächelnden Herrn.

Unter dem Geleite des Triumphators vermissen wir den Adjudanten Waldmann. Er hatte sich einen Urlaub ausgebeten.

Wir finden ihn in einer düstern Stube Wache haltend bei einer Leiche, die auf dem Bette liegt, — bei der Leiche Theophils von Matstetten. Schon dämmert der Abend; zwei Wachskerzen brennen neben dem Bette. Jetzt klopft es an der Thüre, es ist der Schreiner und sein Geselle, welche den Sarg bringen. Fritz macht seinem Jugendgespielen das letzte Lager zurecht, — er bettet ihm auf den Hobelspänen. — —

Nicht lange, so hielt ein Wagen vor der Hausthüre; der Sarg wurde hinuntergetragen und aufgeladen und langsam ging's durch die Gassen der Stadt zum Thor hinaus. Waldmann folgte ihm zu Pferd. — Ungefährdet verfolgte der Trauerzug seinen Weg durch den von Soldaten und dem Troß der Armee überfüllten Kanton. Hätten vielleicht die schwärmenden Haufen gewußt, daß es die Leiche des jungen Herrn von Matstetten sei, des Ueberläufers zum Sonderbund, der gegen seine Brüder die Waffen getragen und welchen dann bei Gislikon sein Schicksal ereilte, —

wer weiß, was in diesen aufgeregten Zeiten geschehen wäre! Aber man vermuthete in dem von einem bernischen Stabshauptmann geleiteten Sarge nichts weniger als einen Sonderbündler, sondern die irdische Hülle eines im Kampf gefallenen eidgenössischen Offiziers. — —

Sechstes Buch.

1848.

Erstes Kapitel.

Eine Leichenfeier.

Im großen Saale des Schlosses Matstetten waren die schweren seidenen Vorhänge heruntergelassen und ließen nur ein mattes dämmeriges Licht zu den Fenstern herein. Die Spiegel waren mit schwarzem Trauerflor verhängt. In der Mitte des Saales stand ein Gerüste mit schwarzem Tuche behangen und auf dem Gerüste der Sarg des letzten Stammhalters des Hauses Matstetten, — der Sarg Theophils.

Die Chanoinesse hatte dafür gesorgt, daß das Leichentuch mit dem adelichen Wappen des Todten geschmückt worden war. Der Junker Oberherr hatte mit eigener Hand Degen und Epauletten auf den Sarg des Adjudanten des Sonderbundsgenerals gelegt. „Hat nach Gottes Rathschluß mein Sohn und Erbe sterben müssen, auf daß ich als entblätterter vom Blitz getroffener Stamm in meinem Alter allein stehe, so ist es mein bester Trost, daß Theophil auf dem Felde der Ehre als

ein braver Soldat gestorben.“ — So sprach der Vater zu den Beileidbezeugenden; er wußte nicht, daß die matte Kanonenkugel den Fliehenden rücklings getroffen und zu Boden geworfen hatte.

Es war der Tag des Leichenbegängnisses. Im Gemache neben dem großen Saal, dessen Spiegel und Vergoldungen ebenfalls mit schwarzem Flor verdeckt waren, saßen, der festgesetzten Stunde harrend, der alte Schloßherr und seine Tochter und um sie im Kreise einige der nächsten Vettern, die aus der Hauptstadt oder von ihren Landgütern gekommen waren, ihrem Verwandten die letzte Ehre zu erweisen. Es war eine stumme Gesellschaft. Fräulein Mathilde hatte die Hand ihres Vaters gefaßt und hielt sie fest. Ihre Augen ruhten auf den blaßen Zügen des Alten. Wenn ihre Blicke sich begegneten, so leuchtete in beider Augen ein Einverständniß; es war, als ob sie sich sagten: „jetzt stirbt mit uns die Familie von Matstetten aus, aber mit Ehren.“ —

Allmälig füllte sich der Schloßhof mit Landleuten aus der Umgegend, welche entweder die Neugier herbeilockte oder die Theilnahme an dem Schicksale des Hauses, welches schon seit Jahrhunderten Freud und Leid mit ihnen getheilt hatte. Jetzt schlug die Stunde. Der Sarg ward

herausgebracht; ihm folgte der Junker Oberherr im schwarzen Trauermantel, — an der Seite den Degen, den er einst im Rathsaale getragen, — unter dem Arm den mit Flor umwundenen aufgekrämpten Hut. Blank wie Schnee glitzerte die Fülle seines Haares über der hohen Stirn, den leicht gebräunten aber feingeschnittenen aristokratischen Zügen. Festen Ganges und aufrecht schritt er die Stufen hinunter, welche vom Schloßportal in den Hof führten. Zur Linken des Portals stellte er sich dann auf, um das Beileid der zur Leichenfeier gekommenen Männer zu empfangen, die einer nach dem andern heranschritten mit der rauhen rissigen Rechten, die magere feine Hand des Junker Oberherren zu berühren.

Sechs junge Leute, Altersgenossen Theophils, trugen die Leiche; es hätte sich vielleicht Niemand gefunden, welcher diesen Liebesdienst dem Abtrünnigen, der zum Sonderbund übergegangen war, geleistet hätte, wäre nicht Fritz Waldmann mit gutem Beispiel vorangegangen. Neben dem Sarg schritt der Schloßbauer; er hätte sich diesen Platz nicht nehmen lassen, — war ja schon sein Vater neben der Leiche hergegangen, als man den letztverstorbenen Schloßherrn zu Grabe trug. Er hatte seine älbhalbleinene Sonntagskleidung an,

seinen Wollhut unter dem Arm und den schwarzen Trauermantel umgehängt. Der Junker Oberherr und seine zur Leichenfeier gekommenen Verwandten stiegen in zwei Trauerkutschen mit schwarz behangenen Pferden, die in langsamem Schritte dem Sarge folgten. Kam dann in langer Doppelreihe das zusammengeströmte Volk aus der Umgegend. In dieser Ordnung verließ, während in der Ferne die Kirchenglocken läuteten, der Zug den Schloßhof und wand sich gleich einer langen schwarzen Schlange den Schloßhügel hinunter. —

Mathilde war im Trauergemache allein geblieben. Die Chanoinesse hatte sich nicht enthalten können hinter dem Fensterladen einer Dachkammer hervor Inspektion zu halten, ob im Hofe auch Alles nach den Vorschriften der Etiquette von Statten gehe, und wer von den Nachbarn im Dorf durch seine Anwesenheit die alte Freundschaft beurkundet oder durch seine Abwesenheit seine feindliche Gesinnung an den Tag gelegt habe. Da öffnete sich leise die Thüre; Bäbeli trat ein. Durch die geschlossenen Doppelfenster drang nur schwach das Geläute der Kirchenglocken und leise verhallte das Rollen der Trauerwagen; — dazu die düstern Trauerkleider des Fräuleins, der schwarze Flor, welcher die Spiegel und gol-

denen Zierathen des Zimmers verhüllte! — Keines Wortes mächtig, war Bäbeli im Begriff dem Fräulein mit stummem Beileid um den Hals zu fallen. Aber erschreckt blieb es halbwegs stehen. Thränenlos, fast lächelnd saß Mathilde da.

„Du erschrickst ob meinem Herzen von Kieselstein, das kalt und hart bleibt, wenn sie den einzigen Bruder zu Grabe tragen," — sagte sie. — „Thränen zu heucheln, wo ich keine Trauer fühle, dazu bin ich zu stolz." — Bäbeli wußte nichts zu erwidern. Das braune klare Auge füllte sich mit Thränen, welche ihr unaufhaltsam über die Wangen herunterliefen; je unempfindlicher das Schloßfräulein erschien, desto unwiderstehlicher schnürte es der Tochter des Schloßbauern das Herz zusammen.

„Wir waren zu verschieden besaitet und gestimmt" — fuhr Mathilde nach einer Weile fort. „Beim Ton seiner Stimme klang es nicht nach in meinem Innern; nie klopften meine Pulse stärker wenn er kam, und ihm schien's eng zu werden, wenn wir im gleichen Raum beisammen waren. Wie hätten wir uns lieben können? Und wie sollte ich nun trauern um ihn? Oder soll ich vielleicht um den Vater weinen, der den Stammhalter unseres alten Namens verloren hat? War

etwa Theophil ein Stammhalter? War eine einzige Faser au ihm von dem edlen Holze, aus welchem mein Vater von der Fußspitze bis zum Scheitel gezimmert ist? Gehts dem Baum nicht besser, der vom Blitz zersplittert wird, als jenem, der allmählig von innen heraus vertrocknet? Und wäre es nicht ein größer Herzeleid gewesen für den Vater, den stolzen Stammbaum unserer Familie an seinem obersten Gipfel kränkeln und welken zu sehen, als stürzen von einem Schlag gefällt?" —

Bäbeli hatte ihre braunen Augen getrocknet und halb scheu, halb bewundernd auf Mathildens Worte gehorcht. — „O ihr stolzen Menschen" rief es dann. „Aber ich kann euch doch nicht zürnen. War mirs ja, als hörte ich unsern Fritz aus Euerem Munde sprechen. Nur schämen muß ich mich neben euch Menschen von Stahl und Eisen. Von Herrn Theophils Leichtsinn und Uebermuth hatte ich mich eben auch nicht zu rühmen und muß nun doch weinen wie ein Kind beim Klange dieser Glocken, die ihm die letzte Ehre geben." — Und wieder füllten Thränen die braunen klaren Augen, welche sie mit beiden Händen bedeckte. —

Unterdessen bewegte sich der Leichenzug lang-

sam und feierlich nach der Dorfkirche, wo die Familiengruft der Freiherren von Matstetten sich befand. Schon waren die Träger mit dem Sarge am Fuße des Schloßhügels angelangt, als ein unerwartetes Begegniß den Zug einige Augenblicke zum Stocken brachte. Als nämlich die Leiche an der Schloßscheuer vorbeigetragen wurde, stürzte sich die gemüthskranke Bäuerin unversehens den Trägern in den Weg mit dem Rufe: „Halt! Ich will ihn noch einmal sehen!" —

Seit vielen Jahren hatte sich die Schloßbäuerin nie mehr vor den Leuten gezeigt. Tage, Wochen, Monate lang lag sie still und in sich versunken auf ihrem Krankenbette; vor nichts schien sie sich mehr zu scheuen, als vor dem hellen Tageslicht und fremden Menschen. Ohne Sorge um die Kranke war deßhalb der Schloßbauer gegangen, dem Sohne seines Pachtherren die schuldige letzte Ehre zu erweisen; und auch Bäbeli war, wie sonst schon so oft, den so wohl bekannten Fußweg zum Schloß hinauf geeilt, um das volle Herz beim Schloßfräulein zu leeren. Die Magd, welcher dann sonst die Sorge für die Mutter übertragen war, hatte die Neugier fortgelockt. So war es gekommen, daß die Geisteskranke einen Augenblick unbewacht blieb.

Fritz Waldmann und seinem Vater ging ein rechter Stich durchs Herz, als die kranke blasse Frau, die mit ihren tief in den Höhlen liegenden Augen mehr einem Gespenste als einem lebenden Wesen glich, sich plötzlich den schadenfrohen spottsüchtigen Blicken der neugierigen Menge preisgab, welche die Leichenfeier in die Nähe des Schlosses gelockt hatte. Fritz konnte die Bahre, die er tragen half, nicht verlassen. Aber der Schloßbauer, der neben dem Sarge herging, legte sich ins Mittel; er suchte die Irrsinnige zu beschwichtigen, faßte sie am Arm und zog sie mit sanfter Gewalt bei Seite. Sie ließ es geschehen und frug nur mit trauriger Stimme: „so darf ich ihn also nicht mehr sehen?" — worauf sie ohne Widerstreben dem Alten folgte, der sie in's Haus hinein führte.

Als die Kranke wieder in ihrem Bette lag, wollte der Bauer die Magd zu ihrer Hut herbeirufen und wieder nach dem Posten gehen, den, wie er meinte, seine Lehenspflicht ihm anwies, — an die Seite des zur letzten Ruhestätte getragenen jungen Herrn. Da bat die Bäuerin: „Bleibe noch!" — Bei diesen Worten rieselte es dem Schloßbauer bis ins innerste Mark der Knochen. Das war ja der alte Ton der Stimme wieder,

wie er ihn seit zwanzig Jahren nicht mehr gehört hatte. Er wandte sich, die Thürklinke in der Hand, nach der Kranken um und staunte sie dann verwundert an. Der unheimliche Glanz war aus ihren Augen gewichen, — die verworrenen stieren Züge hatten sich geglättet; nur noch der Ausdruck tiefer Trauer, nicht mehr jener des Irrsinns lag in dem blassen magern Gesicht.

„Ich muß dir etwas sagen, Hans“, fuhr die Bäuerin fort. „Aber komm näher zu mir; keine fremden Ohren dürfen es hören!“ —

Ein Hoffnungskörnchen trieb seinen Keim in die Seele des alten Schloßhans: „Wäre es doch noch möglich, daß sie wieder recht würde!“ Er schloß die Thüre wieder und trat zum Bett der Kranken. „Du wirst Sachen hören, welche dir das Herz im Leibe wenden werden.“ —— Sie stockte und suchte nach Athem, — es war als ob ein Zentnergewicht auf ihr laste. Jetzt war der Bauer so nah gekommen, daß sie seine beiden Hände fassen konnte. Sie zog ihn ganz nahe zu sich heran und flüsterte dann leise: „Den sie jetzt begraben, das ist unser Sohn!“ — Erschrocken fuhr Schloßhans zurück, der kleine Hoffnungskeim war schon wieder hin, — das war ja der alte Irrsinn, der aus dem Weibe sprach.

Aber es schaute mehr Kummer und Angst als Wahnsinn aus diesen Augen. „Das sind wieder von deinen Träumen", — beschwichtigte der Bauer. „Wie ich gesagt habe, so ist's", — sagte die Bäuerin mit zitternder Stimme; — „so wahr mir Gott helfe", — fügte sie bei. Dem Schloßhans wurde es, als ob sich die Stube mit ihm im Kreise drehe; er mußte sich am Bett der Kranken halten. „Jetzt muß ich's sagen", — fuhr diese fort. „Ich seh ihn doch nicht mehr stolz den Schloßrain herabreiten, — nicht mehr als ein Herr zu den hohen glitzernden Schloßfenstern herausschauen. Er ist jetzt todt! — — Und der todt ist", — fügte sie wieder flüsternd bei, — „den sie jetzt begraben, der war unser Bub, Hans. Fritz gehört auf's Schloß!" —

Das war mehr, als Schloßhans trotz seiner angewohnten Selbstbeherrschung verwerken konnte; es zersprengte die harten Schalen seines Gemüths. Er faßte seine Frau an beiden Armen und schüttelte sie. „Du lügst, Weib, schrie er ihr in's Gesicht." — „Frag' die Holdergrith!" — kreischte die Bäuerin, mit den abgemagerten Gliedern sich des Alten erwehrend. „Dem Junker Oberherrn hättest du sein Kind gestohlen? Und jener, der mich vom Hof jagen wollte, — den sie jetzt bei-

setzen in der adelichen Gruft, der wäre mein eigener Bub gewesen? Bekenne, das ist erlogen, Weib!"

Aber das kleine Flämmchen, welches für kurze Zeit in der verfinsterten Seele der Schloßbäuerin aufflackerte, war solchem Sturm nicht gewachsen; er löschte es aus. Schon wieder leuchtete ein unheimlicher Glanz in den tiefliegenden Augen, welche den außer sich gerathenen Bauern anstierten. Als er ihre Arme gehen ließ, sank sie auf ihr Bett zurück, so wie sie nun seit bald fünfundzwanzig Jahren in demselben gesessen, — eine stumme, stumpfsinnige Jammergestalt, die weder Rede noch Antwort mehr gab. Wie dringlich und hastig der Schloßbauer um weitere Aufschlüsse fragen mochte, so ging von nun an kein Laut mehr über ihre Lippen. Kaum daß sie einmal verneinend den Kopf schüttelte und mit der magern Knochenhand eine abwehrende Bewegung machte.

Es wirbelte dem Schloßhans im Hirn; es war ihm zu Muthe, als hätte er einen Mord begangen. Er setzte sich auf den Trog am Fenster, den blau und roth gemalten Trog, in welchem seine Frau ihm einst ihre Morgengabe in's Haus gebracht. In schön verschnörkelter Schrift standen zu beiden Seiten eines flammenden Herzens die

Anfangsbuchstaben seines und ihres Namens. Hier stützte er sein graues verwittertes Haupt auf beide Hände, um seine gleich scheugewordenen Pferden über die Stränge gesprungenen Gedanken zu sammeln.

Als Bäbeli vom Schlosse zurück kam, saß er noch immer da. „Was ihm fehle“, — frug es besorgt. „Nichts! Man solle ihn bei der Mutter allein lassen“, — war die Antwort. Bäbeli kannte den Vater; sie ließ ihn gewähren und ging still in Stube und Küche ihrer Beschäftigung nach. Auch zum Essen kam der Schloßbauer nicht; Knechte und Mägde glaubten, es sei ein Leichenmahl auf dem Schlosse und der Pächter dazu eingeladen. Als es schon gegen Abend ging und die letzte Kutsche, welche die Verwandten zur Leichenfeier gebracht hatte, wieder davon gefahren war, stand endlich Schloßhans von dem Troge auf, setzte den Sonntagshut auf den Kopf und schritt ernst und schweigend den Schloßrain hinan.

Es war still und öde in den weiten hohen Räumen, wie in jedem Hause, aus welchem man eine Leiche getragen hat. Man hätte glauben mögen, daß selbst die steinernen Mauern es fühlten, daß ihr künftiger Herr zu Grabe gebracht worden und das Stammschloß eines alten Geschlechts

fremden Menschen verfallen sei. Die Dienstboten, alle in tiefe Trauer gekleidet, traten nur leise auf und gingen schweigend durch die langen Corridore, und blickten scheu in jeden finstern Winkel. Konnte nicht unversehens eines der alten Hausgespenster daraus hervortreten, die weiße Frau, oder der leuchtende Kinderkopf, oder das grüne Männchen? Denn wenn der Stammhalter stirbt, da erwachen die Geister des Stammhauses und üben sich und thun ihre Zeichen.

Der Schloßherr empfing seinen Pächter wie gewohnt in der Vorhalle, wo die messingene Ampel von der Decke hing; aber Hans bat um Audienz unter vier Augen. Bis in den späten Abend blieben der alte Herr und der alte Bauer bei einander im Kabinet des Junker Oberherrn eingeschlossen. Als endlich der Schloßbauer sich verabschiedete, und die Chanoinesse, welche schon längst mit Ungeduld auf diesen Moment gewartet hatte, ihn zu einem Gespräch stellen wollte, um wo möglich in das verhandelte Geheimniß eingeweiht zu werden, ging er mit pflichtschuldiger Höflichkeit grüßend, aber ohne Rede zu stehen, seines Weges fürbas. —

Zweites Kapitel.

Der neue Prätendent.

Nicht viel weniger Aufsehen, als der gewaltsame Tod des jungen Schloßherrn machte im Dorfe Matstetten ein zweites Ereigniß, welches ungefähr mit jenem zusammen traf. Es war der Geldstag des Dragonerruedi.

Verständige Mannen hatten zwar schon längst über die Wirthschaft in der Mühle den Kopf geschüttelt und gewarnt: es werde ein böses Ende nehmen. Aber der Mehrzahl der Leute im Dorfe stack es nun einmal fest im Kopf, der Geldtrog, den der alte dicke Müller hinterlassen, sei unergründlich und würde auch Einer hundert Jahre lang eine Handvoll nach der andern daraus nehmen, so streng er könne, so käme er doch noch nicht bis auf den Boden.

Der letztern Ansicht war der Müllerruedi selber lange gewesen, bis ihn seine schöpfende Hand endlich doch vom Gegentheil überzeugte.— Der Geldtrog des alten Müllers sel. war einem

See zu vergleichen, welcher den Abfluß von einer Menge großer Gletscher in sich aufnimmt. Die Gletscher waren des Müllers Gültbriefe; fort und fort floßen die Zinse wie Bächlein silberner Gletscherwasser; und stets blieb der See bis zum Rande voll. Als Ruedi Meister über den See wurde, grub er einen Abzugkanal. Derselbe war zwar nicht breiter und nicht tiefer als seine Gurgel; nichts destoweniger floß die Silberfluth reißend ab. Es fuhr aber der Föhn über die Gletscher; wo früher nur Silberfäden sich in den See ergoßen, da rauschten jetzt ganze Ströme, und der See blieb trotz dem Abzugbach voll. Wie aber, als der Föhn die Gletscher, — die Gülten, — ganz weggeleckt hatte? Da floß kein Strom mehr, nicht einmal ein Faden; durchs Abzugloch wirbelte und brauste es aber nach wie vor; — kein Wunder, daß da der Boden, der unergründlich schien, doch endlich zum Vorschein kam.

Große Geister genirt das wenig. „Was nützt der Credit, wenn man ihn nicht braucht? Hat nicht selbst ein Rothschild Schulden? Und ist nicht meine Mühle und mein Hof ein Unterpfand, um welches die HH. Millionäre in Basel sich die Finger bis zu den Ellenbogen lecken werden?—

Ein Lump wer keine hunderttausend Franken Schulden zu haben vermag!" — So raisonirte der Dragonerruedi, wenn er nach dem Aufstehen ein oder zwei Gläschen Rum getrunken hatte,— die Zeit, wo ihm in der Regel die besten Gedanken einfielen. Und wirklich hatte er so ganz Unrecht nicht. Die ersten fünfundzwanzigtausend Franken, die er zu borgen sich veranlaßt fand, wurden ihm so zu sagen auf dem Teller gebracht und zwar nicht einmal zu 4 Proz., sondern nur zu 3½ Proz. — Für spätere Aufbrüche mußte er freilich 5 von Hundert zahlen. Dann stellte er Handschriften aus, von Halbjahr zu Halbjahr, dann von Monat zu Monat zu erneuern mit einer kleinen Provision von ½ oder ¾ Proz. Mit dem Schuldenmachen verhält es sich wie mit dem Spargelessen; zuerst schmeckts am besten dann aber wird es immer härter und immer bitterer.

Zuletzt war das Unausweichliche gekommen, über was nun freilich gar Manche die Hände über dem Kopf zusammenschlugen. Der junge Müller stand unter den Geldstagern im Amtsblatt.

Während sein Name in jenem amtlichen Sündenregister zu finden, treffen wir ihn selbst an

einem andern Orte, wo sich keine Seele wundert ihm zu begegnen, — an jenem traulichen Ort, der längst sein Lieblingsaufenthalt geworden ist, der Pinte.

Er trinkt keinen Wein mehr. Nicht als ob er in einen Mäßigkeitsverein getreten wäre, sondern aus Gesundheitsrücksichten, — der Wein erkältet seinen Magen. Sein Lieblingsgetränke ist vor Tisch Absynth, — nach Tisch Kirschwasser mit schwarzem Kaffee. Die Mutter, die alte Müllerin, behauptet, die Holdergrith sei Schuld, daß er mit dem Schnäppseln angefangen: diese Gewohnheit schreibe sich von der Zeit her, da sie ihm jene bewußte Flasche geschickt, welche in des Schloßbauern Bäbeli die Liebe hätte pflanzen wollen. Als dann der arme Ruedeli den rosenfarbenen Schnapps im Aerger selber ausgetrunken, habe derselbe auch richtig Liebe gepflanzt, nämlich Liebe zu den kleinen Gläschen oder vielmehr zum gewöhnlichen Inhalt derselben. Andere Leute behaupteten freilich, es sei anders gekommen, in allen Dingen gebe es einen Fortschritt, — so auch im Trinken: vom Wasser zum Wein, — vom leichten sechsbatzigen, wovon ein Bursche zuweilen mit ein Paar Kameraden eine Flasche trinkt, zum starken und theuern, den man einsam und halb=

schoppenweis zu sich nimmt, — vom halben Schoppen zum Schnappsglas! Auf dieser naturgemäßen Stufenleiter sei auch der Dragonerruedi fortgeschritten, um schließlich beim Absynth und schwarzen Kaffee mit Kirschwasser anzulangen. Die Flasche parfait-amour der Holdergrith sei nur ein kleiner unschuldiger Abstecher von der vorgezeichneten Etappenstraße gewesen.

In seinem Aeußern hat der junge Müller, seit wir ihn gesehen, keineswegs gewonnen. Nicht als ob er aus den Kleidern gefallen wäre; er ist im Gegentheil dicker und fetter geworden. Aber seine Augen sind roth geädert und treten stark aus dem Kopf heraus, — seine Wangen haben zwar die Farbe der Rosen, aber jener Sorte, welche die Gärtner als „blaue" verkaufen und seine Nase sieht aus, als ob sie an Frostbäulen litte. Auch sein Anzug ist viel weniger soignirt als sonst; sein hellgrauer Müllerrock ist voller Flecken, — vielleicht wegen dem Zittern, womit Ruedis Hand behaftet ist, wenn sie etwas zum Munde führen will. Wer genau nachsehen wollte, würde sogar ein Loch im Ellenbogen entdecken, wovon Niemand besser zu sagen wüßte, als der Wirthstisch in der Pinte zu Matstetten, an welchem sich ohne allen Zweifel das Loch durchgerieben

hat. Auch der graue Filzhut des Müllers ist zerknüllt und beschmutzt, — nicht als ob gerade Oelflecken daran wären; — diese Redensart ist nur figürlich darauf anwendbar; — diese Flecken rühren von den Straßengraben her, in welche der Hut beim zu Hause gehen seines Herrn zuweilen gerieth.

Obwohl der Geldstag des Dragonerruedi ausgebrochen und im Amtsblatt öffentlich verkündet ist, hat er dennoch eine kleine Hofhaltung um sich versammelt, welche sich am Erdäpfelgeist ergötzt, — während jener bis anhin noch nicht tiefer, als bis zum Cognak hinuntergestiegen ist. Unter dieser Hofhaltung erkennen wir den Keßlersteffen, welchen wir vom Freischaarenzug her kennen. Ein anderer Höfling Ruedis ist der Scheerenschleifer des Dorfes, — ein respektables Familienhaupt von zehn Kindern, der sich an der Maxime haltet, der Vater habe seiner Pflicht vollständig genügt, nachdem er die kleinen Freßmäuler in die Welt hinein gestellt, — am löblichen Gemeinderath sei es dann, dieselben zu füttern. Wir betreffen die ehrenwerthe Gesellschaft, als sie eben daran ist, eine der großen sozialen Fragen der Gegenwart zu diskutiren.

„Das ist dann doch himmelschreiend", — meint

der Scheerenschleifer, — „daß diese reichen Tagdiebe und Faullenzer den ganzen Tag hinter dem Tisch sitzen und einen Schoppen Champagner nach dem andern kommen lassen können, während wir andern armen Teufel von früh bis spät uns plagen und hunden müssen, um am Ende kaum das klare Wasser und ein Paar miserable geschwellte Erdäpfel zu erschinden." — Beiläufig gesagt plagte sich der Scheerenschleifer wenig mit seinem Rad und zog dem klaren Wasser das Kirschwasser, — den geschwellten Erdäpfeln die Magenwürste vor. — Der vergeldstagte Dragonerruedi, als gewesener Reicher, fand sich veranlaßt, die gefallene Meinung einigermaßen zu berichtigen.

„Reich und arm", — sagte er, — „das ist halt eine Unvollkommenheit, die nicht wohl zu ändern ist; unser Herrgott, als er die Erde schuf, hat den Taig nicht genug durcheinander geknetet; da sind dann da und dort Mehlknollen geblieben. Es wäre Allen geholfen, wenn nur jeder Reiche seinen Mammon flüssig machen würde." — Er hielt einen Augenblick inne, um einen selbstzufriedenen Blick auf seine Vergangenheit zu werfen, da er einen der zusammengesparten Thaler seines Vaters nach dem andern flüssig gemacht hatte. Dann fuhr er fort. „Es sollte ein Gesetz sein,

welches vorschreibt, wie manche Flasche täglich, wöchentlich oder bei feierlichen Gelegenheiten Jeder je nach seinem Einkommen seinen Mitbürgern zu spendiren hätte. Meine Gottseel! Hätten mich die Löhle in den Großen Rath gewählt, ich hätte es durchgedrückt." —

Keßlersteffen hatte bis jetzt seine Ansicht für sich behalten und heimlich auf den Stockzähnen gelacht. Jetzt konnte er sich nicht länger halten: „Geht mir mit euern Gesetzen und Redensarten! Man muß die Sache praktisch angreifen!" — Ruedi knüpfte sich bei diesen Worten des Keßlers unwillkürlich die Taschen zu; aber letzterer, welchem diese Bewegung nicht entgangen war, höhnte: „Laß nur gut sein! In deinem Sacke fische ich nicht mehr, — da ist nichts mehr zu fangen. Bist ja nun ein Lump wie wir." — Der Scheerenschleifer setzte begütigend bei: „Und ist also nicht minder sein Vortheil als der unsere, wenn nun bald das Theilen angeht. Was willst du dir anrötheln, Ruedi? Ich für meinen Theil hab schon gewählt." — Ruedis blutunterlaufene hervorstehende Augen erhielten einen erhöhten, längst ungewohnten Glanz. „Das Schloß will ich! Das soll mein Theil sein!" — Die beiden andern brachen in ein lautes Gelächter aus: „Du bist

kein Narr, kommst aber viel zu spät. Das Schloß haben wir beide uns längst angeröthelt; darin errichten wir dann einen großen Schnappsladen." —

Sich etwas, wonach er Verlangen trug, vor der Nase wegnehmen zu lassen, war der Dragonerruedi nicht gewohnt; sein rothes Gesicht färbte sich noch dunkler vor Zorn und auf seiner Stirne, dort, wo die Kugel des Luzerner Landstürmers einst seinen Kappenschirm getroffen hatte, zeigte sich ein runder bluthrother Fleck. Ein Glück für seine beiden Kameraden, daß eben ein Ableiter seines Zornes die Straße daher kam, welche vor der Pinte vorbeiführte. Es war der Schloßhans, der den Hut auf dem Kopf und den Stock in der Hand daherschritt, als ging's zu Markte.

Ruedi riß das Fenster auf und streckte seinen aufgedunsenen Säuferkopf heraus. „He, alter Schloßringgi", — rief er den Vorbeigehenden an, — „was macht dein Täubchen daheim? Komm herein und bezahl einen Schnapps, so will ich dir ein schönes Lied lehren, das du dann meinetwegen deiner Turteltaube vorkrächzen kannst." — Ohne Antwort zu geben, schritt Schloßhans vorüber. „So hör' doch, ich lehre dich das Lied umsonst", — schrie ihm Ruedi nach:

„Du arml Greth bisch übel dra
„Und stohsch in großer G'fohr, —
„Bisch drißg Johr alt, hesch no kei Ma — —“

Mit langen Schritten, ohne umzuschauen, ging der Schloßbauer seines Weges. — Folgen wir ihm auf seinem einsamen Gange.

Es war nirgends Markttag. Der Pfad, den der Schloßbauer einschlug, als er das Dorf hinter sich hatte, führte nicht etwa nach einer Gegend, welche jene zu besuchen pflegen, die auf den Kauf eines hübschen Rindes oder eines braven Rosses ausgehen. Waldwärts führte der schmale Fußweg, von den menschlichen Wohnungen abseits; und je weiter der Alte gemessenen Ganges schritt, um so einsamer und öder wurde es um ihn her. Der Pächter achtete kaum dessen, was an seinem Wege lag; er war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Es fehlte nur wenig mehr an dreißig Jahren, seitdem er diesen einsamen Pfad gegangen war, vielleicht nicht bangeren Herzens, aber doch eiligeren Schrittes als jetzt. Damals war die Schloßbäurin daran, in's erste Kindbett zu kommen. Der Holdergrith war es zwar schon damals vom Hrn. Landvogt untersagt, als Wehmutter zu funktioniren, da sie nie kein ordentliches Examen ab

gelegt. Aber wie der Schloßhans sich wohl hütete, zu einem patentirten Thierarzt zu gehen, wenn in seinem Stall nicht Alles richtig war, sondern da, wo er nicht selber helfen konnte, lieber einen alten Hirten oder den Wasenmeister zu Rathe zog, so eilte er damals in seiner Angst keineswegs zur geprüften und patentirten Hebamme, sondern zur wohlbekannten Kräuterfrau. Es war dann auch Alles gut gegangen, und der Bube, der in der Wiege schrie, hatte nicht lange auf sich warten lassen. Um so schlimmer ging's damals im Schloß, dem berühmten Arzte zum Trotz, welchen der Junker Oberherr mit Extrapost aus der Hauptstadt hatte kommen lassen. Eine Nacht und die Frau Oberherrin, die erst noch so schön und stattlich und freundlich in jenen hohen Gemächern und weiten Hallen gewaltet, war eine Leiche und die Schloßbäurin hatte nun zwei junge Erdenbürger zu nähren, — einen, der einst aus den glitzernden Fenstern des Schlosses als Herr herniederschauen sollte, und einen, in dessen Lebensbuch das bescheidene Loos geschrieben stand, Tag für Tag hinter dem Pflug herzugehen, die Sense zu schwingen oder den Dreschflegel zu handhaben, bis er einst selbst als reifes Saatkorn in die Grabesfurche gelegt würde. — —

Was den Schloßbauer heute zur Holdergrith führte, haben wir schon errathen: er mußte von ihr erfahren, ob aus der Doppelwiege, die damals in seiner niedern Stube stand, der rechtmäßige Herr in's Schloß zurückgelangt sei, oder ob die Irrsinnige, während sie den Junker Theophil zu Grabe trugen, in einem lichten Augenblicke die Wahrheit bekannte. —

Da es Winterszeit war, saß Holdergriths Wächter, der stattliche Hahn mit dem Scharlachkamm und dem goldgelben Federschweif, nicht auf der Dachfirst, sondern auf der Ofenstange und kündete den Schloßbauer erst an, als er die Thüre öffnete, die in das kleine düstere Stübchen der Kräuterfrau führte. Wer die Alte genau im Auge gehabt hätte, dem wäre ihr Zusammenschrecken nicht entgangen; sie hatte sich aber bald gefaßt, grüßte den Bauer, wunderte sich über den seltenen Besuch und ließ dann das Spinnrad, an dem sie saß, wieder fortschnurren, dem Besucher es überlassend, die Initiative des Gesprächs zu ergreifen.

Jeder Schweizerbauer ist ein geborner Diplomat. So zentnerschwer die Last auch war, die Schloßhans auf dem Herzen trug, so ließ er sich doch nicht verleiten, mit der Thüre in's Haus

zu fallen. Er stellte seinen Stecken von Weißdorn in einen Winkel, hing seinen Hut daran und schaute dann eine Weile schweigend der Spinnerin zu.

Als auch die Holdergrith fortspann ohne ein Gespräch anzufangen, sprach endlich der Bauer: „für dein Alter kannst du noch einen recht feinen Faden ziehen, Greth." — „Als ich noch jung war, konnt' ich's besser", — war die Antwort. „Das will ich meinen", — erwiderte der Pächter, „zum Exempel vor fünfundzwanzig Jahren. Aber die Großmutter lehrte mich, es sei nichts so rein gesponnen, endlich komm' es an die Sonnen." — Der Spinnerin brach der Faden entzwei und sie warf einen lauernden Blick auf den Bauern. Dieser faßte das Kräuterweib fest in's Auge und fuhr dann fort: „Nicht wahr, Greth, daran kam dir der Sinn nicht, daß meine arme Alte vor dem Sterben noch einmal zum Verstand kommen und es ausbringen würde, was ihr vor dreißig Jahren zusammengebäschelt habt." — „Zum Verstand gekommen"! — lachte Greth höhnisch. „Was ihr da von ihr berichtet, Schloßbauer, würde vielmehr beweisen, daß euere Alte noch wirbelsinniger ist, als zuvor. Ein so verständiger Mann wird nicht etwa gleich glauben, was ein verrücktes Weib

in den Tag hinausgeplaudert.“ — Sie versuchte den Faden, der ihr gebrochen war, wieder anzuknüpfen, aber es gelang ihr nicht. Jener fuhr fort: „Wem die Schuld den Geist verrückt hat, den rückt ihn Reue und Bekenntniß zuweilen wieder zurecht. Eine Mutter, die bei der Leiche ihres Kindes steht, lügt nicht. Hast schon gehört, Greth, was an der Gräbt des Junker Theophil geschah?“ — „Die Spatzen auf den Dächern pfeifen ein Lied davon, daß die verrückte Schloßbäuerin im Hemd auf die Gasse hinaus gelaufen und den Leichenzug nicht habe wollen passiren lassen.“ — „Aber was dann weiter ging; davon wissen die Spatzen nichts; ich will dir's sagen. Die Schloßbäurin hat bekannt, daß du ihr geholfen hast, die Buben auszuwechseln. Unser Fritz ist's, der aufs Schloß gehört!“ — Bei dieser Rede des Alten, war die Greth ganz blaß geworden bis an die Nasenspitze, welche wie ein Karfunkel glühte. Sie brach in ein spitzes Gelächter aus: „Ah! Will's da hinaus? — soll der Fritz aufs Schloß? Recht schön ausgedacht! Aber hört, Schloßbauer, zu einem solchen Schelmenstück in Euern alten Tagen helf ich Euch nicht.“ — Jetzt aber streckte sich der alte Hans in seiner ganzen Länge, so daß sein Scheitel

bis zur Decke hinauf reichte. „Ein Schelmenstück wieder gut zu machen, darum ist's zu thun. Du sollst mit mir aufs Schloß und dem Junker Oberherren bekennen wie es gegangen ist.“ — Der Spinnerin war unterdessen gelungen den gebrochenen Faden wieder anzuknüpfen; sie spann ruhig fort: „Wenn der Junker Oberherr etwas mit mir will, so kann er sich zu mir bemühen,“ — sagte sie trocken. „Was dann die Geschichte betrifft, welche die Närrin in der Schloßscheuer geplaudert hat, so weiß ich nichts davon und werde weder Red, noch Antwort stehen.“ — Der Pächter langte nach seinem Hut und Stecken: „so werden dich dann die Landjäger holen“, — erwiederte er eben so trocken und schickte sich an, die Stube zu verlassen.

Die Kräuterfrau ließ den Bauer bis zur Thüre gehen, dann — als sie sah, daß er wirklich Ernst machte — rief sie ihm nach: „Bringst du mich in's Raspelhaus, so kommt die Schloßbäurin auch mit, darauf kannst du zählen.“ — „Was recht ist, soll werden und wer auf's Schloß gehört, muß hinauf“, — erwiederte der Alte, indem seine rauhe schwere Hand auf die Thürklinke drückte. —

Holdergrith hatte gar mancherlei auf dem Gewissen. Schon der entfernte Gedanke mit Land-

jägern und Gericht in Berührung zu kommen zwickte sie in allen Gliedern; sie sprang vom Spinnrad auf und faßte den Abgehenden am halbleinenen Kittelfecken. „So sei doch vernünftig, Schloßhans", — rief sie: „Wer wird sich gleich das Güegi steigen lassen und aufbündeln; hat man ja das Maul, um es zu brauchen und wenn man einander das Wort nicht gönnt, so kommt man nie übereins. Kommt hübsch zurück und setzt Euch hier auf die Ofenbank; vielleicht scheiden wir dann noch als gute Freunde." —

Das wars, was der ländliche Diplomat bezweckt hatte: er that so, wie das Weib ihn hieß. „Du hast dich also eines bessern besonnen", — sagte er; — „du kommst mit mir zum Junker Oberherrn auf's Schloß?" — Die Hexe warf ihm einen listigen Seitenblick vom Spinnrad herüber, zu welchem sie sich wieder gesetzt hatte; dann antwortete sie: „Vielleicht, — vielleicht nicht! Es ist die Möglichkeit, daß du mich selbst daheim bleiben heißest, wenn wir ausgeredet haben werden. „Vorläufig bekennst du mir aber," — fuhr der Schloßbauer fort, — „daß du die Buben, die zusammen in der gleichen Wiege lagen, vertauscht hast?" — „Ja ich bekenns'," — flüsterte die Holdergrith, die ganz nahe zum Schloßhans

herangerückt war, — „aber nicht mit Euerem Fritz hab ich den jungen Herrn vertauscht, sondern mit dem Buben der Müllerin, die eben auch im Kindbett lag. Der Dragonerruedi ist's, der auf's Schloß gehört." — „Das lügst du," schrie der Schloßbauer, in dem er aufsprang und das alte Weib mit seinen eisernen Händen faßte. — „Hast du den rothen Fleck auf Müllerruedis Stirn noch nie gesehn, wenn er zornig ward?" — kreischte Holdergrith. „Das Zeichen haben bis jetzt noch alle Junker von Matstetten getragen. Das weißt du wohl, alter Schloßrabe!" —

Der Schloßbauer war wie vom Blitz gerührt; er ließ das Kräuterweib aus dem eisernen Griff seiner Finger und die Arme sanken ihm als wie gelähmt. Es bedünkte ihn, als ob die niedere Stube, mit sammt dem Spinnrad, dem Ofen, der Ofenstange und dem stolzen Hahne rings um ihn herumwirble. — — Der Dragonerruedi sollte auf's Schloß gehören? — der wüste Säufer sollte sein Herr werden? — der liederliche Trunkenbold, der sein väterlich Gut auf den Kegelbahnen und Schützenplätzen verlumpt, der sollte nun der Sohn und Erbe dessen sein, der für Hans auf Erden der höchste war? — Er konnte es nicht fassen. — — Hatte er aber nicht erst heute noch,

als der verlumpte Müller zum Fenster der Pinte heraus das Spottlied sang, den rothen Fleck auf seiner Stirn bemerkt! —

Schweigend ergriff der alte Pächter von neuem seinen Stock und Hut, — schweigend öffnete er die Thür und schritt in den öden winterlichen Wald hinaus.

„Jetzt weißt's und kannst's deinem Herren sagen", — rief ihm Holdergrith nach. „Brauchst keine Landjäger zu schicken, will's ja gern sonst bekennen. Aber wenn der Müllerruedi auf dem Schlosse haust, dann will ich auch dabei sein, — nicht wahr, alter Schloßringgi, dann kommst du wieder, mich abzuholen!" —

Drittes Kapitel.

Der europäische Putsch.

Unmittelbar nach der Leichenfeier des Junker Theophil war Fritz Waldmann von Matstetten abgereist. Ihm ahnte nichts, weder vom Bekenntniß der Schloßbäuerin, noch von der Sendung des Schloßbauern zur Holdergrith und ihrem Erfolg. Es waren dieß Geheimnisse, in der Brust zweier Männer begraben, welche zu schweigen wußten.

Um so unbefangener konnte sich sein Geist mit andern Dingen beschäftigen. Nach dem raschen und glücklichen Schlusse des Sonderbundskrieges war „Bundesrevision“ das Losungswort geworden. Ein neues, festeres Band sollte um die zweiundzwanzig Stäbe des schweizerischen Fascenbündels geschlungen werden. — Hatte nicht Fritz schon vor acht Jahren, am Schießen zu Solothurn, diesem neuen Band seinen Trinkspruch ausgebracht? Damals hatten diesen Toast viele der Klügsten mit Kopfschütteln

und Achselzucken aufgenommen. Jetzt riefen vier Fünftheile der Eidgenossenschaft dem neuen Bunde als dem einzigen Retter und Erlöser von der heillosen Verwirrung der letzten Jahre. Jetzt hatte die Tagsatzung eine neue Bundesverfassung dem Grundsatze nach beschlossen und eine Tagsatzungskommission berieth bereits deren Paragraphen.

Des Menschen Herz und des Menschen Geist, wenn sie auch noch so uneigennützig und edel dem allgemeinen Besten eine neue Wohnung zimmern, vergessen dennoch nie für sich selber ein behagliches Plätzchen vorzubehalten, sei's noch so bescheiden und klein; wer's läugnen würde, wäre entweder ein Heuchler oder ein Thor.

So ging's auch unserem Fritz Waldmann, als er in seiner düstern Schreibstube, wo die zwei Bären auf hoch aufgelaufenen Aktenstößen thronten, den Ellenbogen auf sein Pult und das Haupt auf die Hand gestützt, Grundriß und Aufriß des neuen Hauses entwarf, welches, wenn es nach seinem Kopfe ging, das Schweizervolk sich bauen sollte. Und der Platz, den er sich darin vorbehielt, war nicht einmal von den bescheidensten einer. In der schönsten und größten Halle des neuen Baues war es, dort, wo das künftige

schweizerische Parlament, hervorgegangen aus der freien Wahl des Schweizervolkes, und frei berathend und frei beschließend, — nicht etwa nur an der Leine der Instruktionen, — tagen sollte; da hatte sich Fritz Waldmann mit stolzem Selbstgefühl seinen Platz belegt. — Sein politisches Ideal war der englische Parlamentsredner, der sich keck in den Kampf stürzt — nicht der Worte, sondern der Gedanken, — gewappnet mit dem zweischneidigen Schwerte der Beredsamkeit und dem schweren Streitkolben der unerbittlichen Logik; den Köcher gefüllt mit leicht befiederten Sarkasmen; geschützt vom Schilde der Geistesgegenwart und dem Helme der schnell besonnenen Replik.

Die parlamentarischen Schlachten der künftigen schweizerischen Nationalversammlung mitzukämpfen, das war Waldmann's Ehrgeiz; und er besaß so viel Selbstvertrauen und Gefühl seines Werthes, diesen Ehrgeiz als einen berechtigten und dessen Ziel als ein erreichbares anzusehen. War er ja von seinem Wahlbezirk beinahe einstimmig zum Großrath gemacht worden, und würde — so glaubte er mindestens — jeder der zehntausend Landwehrmänner der bernischen Reservedivision für ihn durch's Feuer gehen! —

So weit war man übrigens noch lange nicht. Hatten auch General Düfour und seine 100,000 Mann durch Bezwingung des Sonderbundes der Hydra des Bürgerkrieges den Kopf zertreten, so thürmten sich draußen, jenseits der Grenzen, desto schwärzere, drohendere Wolken auf. Die ein- und zweiköpfigen Adler, die Hähne und Löwen, die Schildhalter der großen und kleinen europäischen Mächte, schienen in allem Ernste die gewaltsame Wiederherstellung des Sonderbundes im Schilde zu führen. Die Wiedererbauer des Schweizerhauses mußten, wie jene des salomonischen Tempels, in der einen Hand das Schwert halten, während die andere die Pflasterkelle führte. Als Gegendemonstration gegen jene Wappen-Thiere, welche ihren Feldzug gegen die regenerirte Eidgenossenschaft mit einer diplomatischen Konferenz in Neuenburg zu eröffnen gedachten, mochten zwar die Glückwunschadressen gelten, welche von Offenbach, Pforzheim, Neustadt an der Hardt und vielen andern Städten des Breisgau's, des Schwabenlandes und der Pfalz einlangten. Die Bürgerwachen jener freisinnigen Städte, wenn sie deren hatten, fielen jedoch gar zu leicht in's Gewicht, den Bajonetten der französischen und österreichischen Regimente gegenüber, welche bereits im

Westen, Süden und Osten etwelche verdächtige Flankenmärsche ausführten.

In der Luft schwebte ein gewisses Etwas, welches die Leute instinktmäßig veranlaßte sich zu versammeln, wie sich im Herbst die Staare, die Schwalben und die Störche zusammen finden, mit dem Unterschied, daß sich jene Vögel auf Wiesen oder um Kirchthürme schaaren, die Menschen aber, wenn jenes gewitterschwangere Etwas in der Luft schwebt, in die Wirthshäuser gehen.

Dieser Schwalbeninstinkt machte sich auch in Fritz Waldmann geltend. Nach einer Weile tiefen Versunkenseins, während welchem sein Geist, gleich einem kecken Sperber, in den höchsten Lüften majestätisch kreisend die Fittige entfaltet hatte, erhob er den Kopf von der stützenden Hand und versetzte sich, indem er mit einem Blick die düstre Advokatenstube durchmusterte, in die Gegenwart zurück. Die Feierabendstunde war vorüber. Die Schreiber hatten sich, einer nach dem andern, möglichst geräuschlos gedrückt. Da ergriff auch Fritz Hut und Mantel, löschte die Bureaulampe, schloß mit doppelter Schlüsseldrehung seine juristische Werkstätte und wendete seine Schritte nach einem jener Sammelplätze der unruhig gewordenen Geister.

Die spießbürgerliche Sitte der Kantonslenker, des Abends im Wirthshaus ihren Schoppen zu trinken, welche wir schon bei einer früheren Gelegenheit hervorhoben, hatte sich auch auf die Lenker der eidgenössischen Geschicke vererbt; wenn auch nicht allabendlich, so besuchten doch an bestimmten Wochentagen die damaligen ersten schweizerischen Staatsmänner, die Wortführer der Tagsatzung und Mitglieder der Bundesrevisionskommission ein bestimmtes Gasthaus, wo sie mitten unter den andern Gästen Abendbrod und Abendtrunk zu sich nahmen. Dort war an solchen Abenden das Rendez-vous aller derjenigen, welche eine große oder kleine politische Rolle spielten, ihre Gründe hatten, den Mächtigen des Tages den Hof zu machen, oder auch ganz einfach Neuigkeiten — und zwar aus erster Quelle — hören wollten. Dort trat auch Fürsprech Waldmann ein.

Werfen wir einen musternden Blick über die Tische des Gastsaales, in welchem die Gasflammen Tageshelle verbreiten. Gleich stoßen wir auf einige wohl bekannte Gesichter. Jenes dort haben wir blaß und finster bei dem „Lädemli" vor Luzerns Thoren gesehen und zwei Jahre später als triumphirender Heerführer durch Luzerns

Gassen reitend. Der Mann, der erst noch ein verzweifelter Abenteurer hieß und mit dessen Namen man — in den Sonderbundskantonen — die Kinder schreckte, — war nun der Löwe des Tages, der durch einen Blick, ein Lächeln, einen Händedruck glücklich machen konnte; jedermann war des Ruhmes voll, seines umfassenden Geistes, seiner überwältigenden Beredsamkeit, seiner ebenso würdevollen als anmuthigen Umgangsformen: er ist vom Schicksal vorherbestimmt ein Beispiel der Wandelbarkeit des Glückes zu sein. —

Sein Nachbar ist ebenfalls ein alter Bekannter. Wir haben ihn schon Anno vierzig als Festlenker des Solothurnerschießens kennen gelernt, als er dem Schloßbauer auf die Schulter klopfte und die Worte zu ihm sprach: „aus euerm Buben wird einst etwas Rechtes werden." Anno siebenundvierzig haben wir ihn dann in jenem Biergarten wieder gefunden, als der „Unverzagt" der Längendörfer „Chutzen" zur Feier des Wahlsieges der liberalen St. Galler seine zwölf Schüsse donnerte. Seine Prophezeiung ist wahr geworden; unter Donner und Blitz ist die verjüngte Helvetia zur Welt gekommen. Möge ihr jetzt Gott ein gutes Gedeihen und langes Leben schenken.

Nicht weit von ihm sitzt ein Mann, der vor-

läufig wegen dem gesegneten Appetit, mit welchem er eine Portion nach der andern verspeist, unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Eine dicke Gestalt in blauem Oberrock, ein kurzer Hals mit weißer Halsbinde, ein stark kolorirtes Gesicht mit zwei großen runden Brillengläsern, eine stark entwickelte Stirne von zu Berg stehenden Haaren beschattet, — das ist kein anderer als der Abgott der Weinbauern des Waadtlandes, welcher seiner Zeit auf dem Monbenon von der berühmten Leiter herunter seinem Volke zurief: comme président du gouvernement je vous propose *moi, Druey!* Nachdem er sein copiöses Nachtessen zu sich genommen, mischt er sich in das Gespräch, bemeistert sich bald dessen und verficht seine Behauptungen und Ansichten — bald deutsch, bald französisch redend — mit nicht minderer Eleganz als Schärfe.

An einem andern Ende des Saales fällt uns eine andere Gruppe auf. Ihr Mittelpunkt bildet ein großer schöner Mann mit schwarzem Vollbart; er trägt die Uniform eines eidgenössischen Obersten und spricht französisch, aber sein italiänischer Accent läßt uns in ihm den Commandanten der sechsten Division vermuthen, der im Sonderbundskrieg auf dem Gotthard seine Lorbeeren

holte und seine Epauletten verlor. Mit Begeisterung spricht er von einer italiänischen Erhebung, die nun nächstens statthaben werde, — von der allgemeinen Völkerverbrüderung, und donnert gegen jene Alpensöhne, welche sich dem neapolitanischen Tyrannen verkauft haben. — Neben ihm erblicken wir einen Herren im schwarzem Frack, der lächelnd Beifall nickt zu dem was der Italiener mit großem Pathos deklamirt; wir können seinen Blick nicht beobachten, da er eine Brille trägt, aber in dem stets vibrirenden Kinn und den Falten seiner von einem wohlgepflegten Schnurrbart beschatteten Mundwinkel scheint der Schalk zu sitzen, so daß wir etwas zweifelhaft werden, ob das «bien, très bien», womit er seines Nachbarn Rede begleitet, ernst oder ironisch gemeint sei.

Um den Tisch, an welchem sich Fritz Waldmann niedergelassen, hatte sich eine Anzahl junger Politiker gesammelt, welche ungefähr jener Fraktion unsrer spätern Bundesversammlung entsprach, die im Gegensatz zu den „Bundesbaronen" sich den Namen „Bundesbursche" zulegten. Die Diskussion, die sie führten, war nicht laut, aber deßhalb nicht minder eifrig. Sie betraf die Frage, ob sich die Schweiz, im Falle eines Angriffs, der

europäischen Revolution in die Arme werfen solle oder nicht. Die erstere Meinung hatte an diesem Tisch offenbar die Mehrzahl für sich und manchen eifrigen und beredten Verfechter. In allen Ländern fänden sich Millionen Geister, die mit uns sympathisiren; es bedürfe nur eines Funkens, von kecker Hand hinüber geschläudert, um das Feindeslager in hellen Brand zu stecken; zwanzigtausend Schweizer in der Lombardie vermöchten Italien, — zwanzigtausend im Schwarzwald und Breisgau Deutschland zu revolutioniren. Dann würden unsre Schlachten von den eigenen Unterthanen unsrer Dränger hinter den Barrikaden ihrer eigenen Residenzen ausgefochten. —

Dem lauten Beifall zum Trotz, der diesen Worten gezollt wurde, fanden sie doch einen Opponenten. Es war Waldmann.

„Und ihr würdet euch darüber die Hände reiben, wenn die Gamins de Paris und die Berliner-Eckensteher und die Lazzaroni in Neapel drunten uns von der Mühe enthöben unsre Grenzen zu schützen? — und ihr meintet gar, was Wunders wir dabei gewonnen hätten? Und für diesen Liebesdienst meint ihr, dürften wir dann wohl ein Paar unsrer Bataillione der deutschen oder der italienischen Republik als Leibwache cedi-

ren? — „Selbst“ ist der Mann, sage ich. Jeder sorge für sich. Wenn jenes Volk von Denkern jenseits des Rheines es einst müde werden sollte, von einer Kaste von Jagdhund- und Reitpferdzüchtern regiert zu werden, — oder wenn die Italiener, die seit tausend Jahren jeden Augenblick der Freiheit nicht anders zu benutzen verstanden, als sich selbst in die Haare zu gerathen, ein großes einiges Italien stiften wollen; oder wenn es unsere liebenswürdigen Nachbarn an der Seine, welche ihre Regierungen so oft wechseln, als ihre Frauen die Hüte, es wieder einmal zur Abwechslung mit der Republik versuchen möchten — so sei's; wir werden sie nicht dran hindern; aber auch wir wollen uns selbst genügen; auch wir brauchen keine fremde Hülfe. Wir vermögen, so Gott will, unsre Freiheit selbst zu schützen. Das sagt mir mein Schweizerstolz.“ —

Unbewußt hatte Waldmann seine Stimme allmählig lauter erhoben. An den andern Tischen war Stille eingetreten und man hörte dem jungen Redner zu. Der Löwe des Tages, der Mann dessen Gefährte Fritz zweimal, erst im Unglück, dann im Glücke gewesen, war aufgestanden und zu jenem Tische getreten, welcher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Als Fritz zu sprechen

aufhörte, ergriff jener seine Hand und sagte: „Sie haben mir aus der Seele gesprochen. Genügen wir uns selbst, — das sei unsre ächte nationale Schweizerpolitik!“ —

Der Chef der sechsten Division mit dem schwarzen Vollbart und sein Freund, der Diktator des protestantischen Rom zuckten spöttisch die Achseln. —

Wer darauf geachtet hätte, würde ein eigenthümliches Summen von der Straße her vernommen haben. Jetzt hörte man auch im Hause ein unruhiges Hin- und Herlaufen. Ein Paar Männer traten hastig in den Saal, um welche sich sogleich eine drängende Gruppe bildete. Da stürzte wieder Einer zur Thüre herein, brach sich Bahn durch die Gruppen, sprang auf den ersten besten Tisch und rief mit lauter Stimme: „Paris in vollem Aufstand! Ludwig Philipp hat abgedankt! Die Republik ist proklamirt!“ —

Es war die erste Condücteur-Nachricht der Februar-Revolution; derjenige, der sie unter die stupefakte Versammlung schleuderte war kein Anderer als Baron von Schwalbe, den wir zum letztenmal sahen, als er mit den Häuptern des Sonderbundes und den Nonnen von Eschenbach

vor den siegreichen Eidgenossen über den See nach Uri flüchtete. —

Diese große Neuigkeit, die bald durch glaubwürdige Depeschen bestätigt wurde, wirkte wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel der Alles betäubt und Alles übertönt. — Von da an kam das Publikum vor lauter Unerwartetem, Unglaublichem und Unerhörtem, was jede Post brachte (der elektrische Telegraph ist späteren Datums) gar nicht mehr zu Athem. Heute Revolution in Berlin, — nächtliche Todtenparade der gefallenen Freiheitskämpfer vor dem zitternden König, der endlich selbst sich die schwarzrothgoldne Fahne vortragen läßt und feierlich durch Berlin reitet; — morgen Barrikaden in Wien und Metternich flüchtend vor den nachgeschleuderten Pflastersteinen; — dann Emeuten und Königsabdankung selbst im loyalen München, — Aufstand in Sizilien, — constitutionelle Verfassung in Piemont und Neapel — nationale Erhebung Italiens, — Radezki aus Mailand herausgeworfen, — der Pabst, der die gegen Oestreich geschliffenen Waffen segnet. — — Die Welt war eben ein wenig aus den Fugen gegangen. — — —

Während die Professoren in der frankfurter Paulskirche Disputatorien über die Grundrechte

des deutschen Volkes hielten, waren Andere, die im republikanisirten Frankreich und der Schweiz die deutschen Handwerksgesellen zusammen trommelten, um mit Hülfe derselben und bis die HH. Professoren fertig wären, vor der Hand eine Republik Baden zu stiften. Einer der thätigsten in diesem löblichen Unterfangen war Schwalbe; — da schwamm der O'Connell der Lahrer Cikorienstampfer wieder einmal in seinem Element.

Ebenso plötzlich und unerwartet als Schwalbe auf dem Schauplatz unsrer Erzählung wieder auftauchte, ebenso plötzlich und unerwartet sehen wir Fräulein Franziska von demselben abtreten. Fritz Waldmann hatte bis jetzt seinen ehemaligen Zeltkameraden an dritten Orten zuweilen getroffen; kaum war das blendende Februar-Meteor am politischen Himmel erschienen, so war das emanzipirte Fräulein aus der Bärenstadt spurlos verschwunden. Einige Wochen später erhielt Fritz folgenden aus einer deutschen Hauptstadt datirten Brief:

„Mein Freund! Sie erinnern sich vielleicht in Ihrer französischen Grammatik die Anekdote von jenem Bauer gelesen zu haben, der eine Lichtputze fand; das sei doch ein sinnreich erdachtes Instrument sagte er, schneuzte die Kerze mit den

Fingern und legte den Docht fein säuberlich in die Lichtputze. So gehts euch andern Republikanern von sechszehn Ahnen mit der Freiheit; ihr habt sie, aber ihr wißt sie nicht zu gebrauchen. Fände sich ein Käufer, ihr würdet es machen wie jener Schweizer, der den Diamanten Karls des Kühnen fand, — ihr würdet das unschätzbare Kleinod um ein Paar Batzen verschachern, um wollene Socken oder eine warme Suppe dafür zu kaufen. Zum Glück ist der Edelstein nun in andere Hände gekommen. Man kann euch, Pfortenschweizer der Freiheit, des Dienstes jetzt entlassen, jetzt da die Kronenträger Europas der Majestät des Volkes winselnd zu Füßen liegen. Es ist nun an uns, euch Schweizern zu zeigen, was Republikaner sind.

„Entschuldigen Sie, mein Lieber, daß ich mich beinah zum Pathos habe hinreißen lassen; aber es gibt eben Momente im Leben, wo die Feder nicht anders als auf Stelzen einherschreiten zu können scheint. Und was wir hier gegenwärtig für ein prächtiges Leben führen, das wollt' ich Ihnen eben erzählen.

Preßfreiheit, Volkswehr, Nationalvertretung, Grundrechte? — erstes harmloses Lallen des neugebornen Deutschlands! Darüber sind wir

längst weg. Volkssouverainität? ihr habt sie in euern papiernen Verfassungen, — wir haben sie, faktisch! Wir, der Plebs, die süße „Kanaille" sind souverain; sie ist himmlisch, göttlich, diese „Kanaille"! — ich wünschte — wie Nero von seinen Römern — sie hätte nur einen Hals, aber nicht etwa um ihr denselben abzuschneiden, sondern um ihn mit meinen Armen zu umschlingen. — Das bummelt schon von früh Morgens in den Gassen; — und welche prächtige unerhörte polizeiwidrige Gestalten zeigen sich da im Sonnenlicht! Da wird dann berathschlagt und beschlossen, welchem Minister heute die Fenster eingeschlagen, — welchem Volksmann Abends ein Fackelzug gebracht werden soll. Wagt sich etwa eine hohe oder höchste Herrschaft auf die Straße, wie das schlotternd filzt und grüßt! Aber die souveraine „Kanaille" behält stolz die Mütze auf dem Ohr. — Das Militär? — Das duckt und drückt sich den Häusern nach, wenn es nicht gerade der „Kanaille" gefällt, mit den Soldaten zu fraternisiren.

„Abends im Theater spielt das Orchester auf unsern allerhöchsten Befehl die Marsaillaise, das Hambacherlied. Wird die Regierung unwirrsch, mukst die Polizei, — patsch ein Paar Barrikaden! Ich steh' oben mit der schwarzrothgoldnen

Fahne, — hinter den Pflastersteinen meine getreuen Leibgarde. Das solltest du schauen, mein Freund; — du brauchtest nicht wieder in den Egmont zu gehen, um bei bengalischen Flammen die personifizirte Freiheit zu sehen.

„Komm, komm zu uns, alter Zeltkamerad! Du bist ja kein Philister, wie die andern bei euch, — du bist nur Schweizer aus mißverstandner Tugend. Laß doch euere Freiheit in der Küchenschürze am Herde stehen und hilf uns die Welt auf den Kopf stellen. Bei uns ist Poesie, bei euch Prosa; — bei uns ist Schwung, bei euch nüchterner philisterhafter Zopf! — Du bist zu gut für euere Molken- und Käserepublick, über welche wir übrigens mit unsern Wettern fahren werden, so bald wir hier ein wenig aufgeräumt. Mach', daß du noch bei Zeiten in unserm Lager eintriffst, Zeltkamerad! Es thäte mir leid um dich guten Jungen, wenn wir auch dir an den Kragen müßten.

„Empfange indessen den sozial-republikanischen Gruß und Kuß deiner trotz alledem dir in Gnaden gewogenen Franziska.

Viertes Kapitel.

Der falsche Demetrius.

Die Empfindung, welche Franziskas Brief in Waldmann erregte, war eine peinliche; er sah im Geist das Mädchen in einer Blouse, mit fliegendem Haar und gerötheten Wangen an der Spitze der kravallirenden Pöbelhaufen durch die Straßen laufen; er sah sie von der Elite der Bummler und Taugenichtse jener großen Stadt, den demokratischen Pfeifenstummel im Mund, das Bierglas in der Hand. — — Er mußte sich gestehen, daß dieß Mädchen voll Geist und Temperament ihm einst nicht ganz gleichgültig gewesen war; und daß Franziska die Nacht bei Malters noch nicht vergessen hatte, dieß bewies eben ihr Brief.

Es war aber nicht an der Zeit Herzensangelegenheiten zu spinnen. Waldmann legte das Blatt, welches sichtbare Spuren an sich trug, daß es im Hauptquartier einer Barrikadenarmee beschrieben worden war, unbeantwortet bei Seite. — Mehr als je nahm ihn die Politik in An-

spruch. In Erwartung der Eröffnung des großen parlamentarischen Turnierplatzes tummelte er vorläufig sein Rößlein auf der journalistischen Stechbahn. Trotz des ringsum rollenden Donners und der Gewitterschläge, welche bald rechts, bald links den rothen Hahn auf eines Nachbarn Giebel setzten, oder vielleicht eben deßhalb ging die Berathung einer neuen schweizerischen Bundesverfassung in größter Ruhe ihren Gang. Aus Anlaß dieser Berathungen fand zwischen den leichten Truppen der Politik in der Presse Scharmützel auf Scharmützel statt. Die einen dieser Kosacken führten die Kantonalsouveränität auf ihrem Fähnchen, — die andern die möglichste Centralisation der Schweiz zu einem Einheitsstaat. Waldmann, in welchem schon längst die Ueberzeugung lebte, daß sein Vaterland nur durch Vereinigung aller ihrer Kräfte großes und würdiges hervorzubringen im Stande sei, war ein eifriger und unermüdlicher Kämpe der Centralisten. Die Parthei bezeichnete ihn bereits laut als einer ihrer ersten Candidaten für die künftige Nationalversammlung.

Mitten aus der Aufregung dieses politischen Turniers und mitten aus seinen Berufsgeschäften rief ihm eines kühlen Morgens unerwartet ein

kurzer, aber kathegorischer Brief seines Vaters nach Matstetten.

Bevor wir unsern Helden dahin begleiten, müssen wir dem Leser erzählen, welche Verkettung von Umständen den Schloßbauer bewog, seinen Sohn, den er sonst — seitdem sich derselbe vom Pfluge abgewandt — grundsätzlich seines Weges gehen ließ, plötzlich nach der stillen Schloßscheuer zu berufen. Im Schloß und Dorf Matstetten spürte man wenig vom großen europäischen Donnerwetter, — höchstens daß seine Schläge im Wirthshaus, wo eine wöchentlich zweimal erscheinende Zeitung auflag, ein schwaches Echo fanden.

Dafür schüttelten andere, wenn auch der Welt verborgene, dennoch nicht minder intensive Stürme die alten Knochengerüste des Schloßbauern und seines Pachtherrn.

Es war an einem sonnigen Märzmorgen, — jenes März, an welchem die Weltgeschichte einen Augenblick Miene gemacht hat, das Gebiß zwischen die Zähne nehmen und mit der europäischen Menschheit von der macadamisirten Straße der bürgerlichen Ordnung über Stock und Stein der Revolution durchgehen zu wollen. Aber obwohl bereits einige gekrönte Häupter abgedankt hatten und einige neue Republiken proklamirt worden

waren, pfiffen in diesem März par excellence die Drosseln ihre althergebrachten Stücklein und die blauen Veilchen und die goldgelben Frühprimeln blühten am Waldrand, als ob sie von der Februarrevolution gar nichts wüßten und das Volk der Franzosen noch immer unter dem alten Rifflard Louis Philipps, des Bürgerkönigs, stünden.

An diesem selben Waldrand sehen wir einen Burschen stehen, dessen Miene jedoch seltsam mit der lachenden Sonne, dem fröhlichen Drosselschlag und den Frühlingsblumen kontrastirt. Obwohl sein Gesicht so röthlich strahlt, als ob ein Maler seinen ganzen Vorrath an Zinober und Karmin daran verschwendet hätte, so scheint dagegen seine Laune nichts weniger als rosenroth zu sein. Sein Rock ist zwar von feinem Tuch, aber der Ellenbogen schaut schelmisch zu der offenen Nath heraus; sein Filzhut ist beschmutzt und zerknitert und auf dem aufgedunsenen Gesicht sträubt ein vierzehntägiger Stoppelbart seine Stacheln.

Wir erkennen in diesem Prototype eines Lumps ohne große Mühe den Dragonerruedi, der nach dem blanken Schlosse hinüberstarrt, das dort drüben auf dem Hügel in der Sonne steht und nach der Schloßscheuer, die da brunten sich so traulich an

den Fuß des Hügels schmiegt; zuweilen brummt er einen leisen Fluch in die blaue Natur hinaus. Es ist weit mit ihm gekommen. Der flotte Bursche, der sonst mit seinem glatten Bräunlein so stolz an alle Schützenfeste und Kegelschieben fuhr und den köstlichsten Flaschenwein fließen ließ wie Bach, der hat nun bei seinem ehemaligen unterthänigen Sklaven, dem Pintenwirth, nicht einmal Kredit zu einem Schnapps; er stände sonst nicht hier am sonnigen Waldrand. Seine Mutter, die alte Müllerin liegt im Grabe; sie hatte die Geldstagssteigerung, nach welcher sie das Stöcklein neben der Mühle verlassen mußte, um in eine zerfallene Taunerhütte überzusiedeln, welche ihr und ihrem Sohn von guten Leuten um Gotteswillen war eingeräumt worden, nicht um manchen Tag überlebt.

Was sollte da Dragonerruedi, der keineswegs gewohnt war, von der Luft zu leben, nun anfangen? Das war's, woran er hier, an der Buche gelehnt, studirte. Sollte er die Axt, die Hacke oder den Dreschflegel zur Hand nehmen, um sein täglich Brod herauszuschlagen? Da müßte er ja in den Boden versinken vor Schaam, — die Leute würden mit Fingern auf ihn zeigen! „Nein", — brummte er in den Bart, — „lieber will ich

irgendwo einen Strick stehlen und mich an dem ersten besten Ast dieser Buche hängen." — Aber ernst war es ihm nicht dabei; sich ein Leides anzuthun, dazu war er vielzusehr Sanguiniker. Sollte er Handgeld nehmen? Ruedis Augen drängten sich gläsern und wässerig vor den Kopf; seine Hand zitterte, bevor er des Morgens sein Glas Branntwein getrunken; — wer weiß, ob solche Waare auf dem Menschenfleischmarkt noch einen Käufer fand? — Sich von der Gemeinde aussteuern und nach Amerika schicken lassen? Freilich hatte er sich sagen lassen, daß man jenseits des Baches auch arbeiten müsse, um zu essen, — aber am Essen war ihm nicht so viel gelegen, als am Trinken und — war ja die Reise mindestens eine Galgenfrist.

So weit war die Diskussion dieser Lebensfrage in seinem Innern gediehen, als eine dürre Hand sich auf seine Schulter legte. Es war die Hand der Holdergrith, die am Waldrand Kräuter suchte und junge Sprossen von den Aesten der Tannen pflückte — im Frühling sollen die Gewächse, sagt man, die größte Kraft und innere Tugend besitzen. Sie hatte den Sohn ihrer ehmaligen Gönnerin erblickt und sich ihm, der in seine Gedanken versunken war, unbemerkt genähert. —

„Was gaffst du das Schloß da drüben an, Ruedi? Ist's etwa feil und du hast im Sinn, es zu kaufen?“ —

Ruedi schüttelte die krallenartige Hand des Kräuterweibes ab und blickte es grimmig an.

„Brauchst mir nicht Augen zu machen, als wolltest du mich schlucken“ — fuhr die Greth fort. „Möcht' ich dir's ja so gut gönnen, als einem Andern, dort als Herr und Meister aus den hohen glitzernden Fenstern hinauszuschauen. Würdest keine schlechtere Figur machen, als mancher Herrenbub und eine bessere, will ich meinen, als Junker Theophil selig, welchem der Teufel bei Gislikon den Kragen umgedreht hat.“ — „Hast du keinen Schnapps?“ — frug Ruedi noch immer finster. Sie zog ein Fläschchen aus der Tasche hervor, welches der verlumpte Müller hastig ergriff und an den Mund setzte, um einen langen ergiebigen Zug zu thun. Eine auffallende Veränderung ging mit ihm vor: sein Auge wurde weniger gläsern, sein Blick sicherer, sein Stand fester, seine Hände zitterten nicht mehr. „Hast recht“, — begann er. „Warum sollt' unsereiner nicht ebensogut das Recht haben, in einem Schloß zu wohnen, als so ein Junkerlein? Da muß eine andere Ordnung gemacht werden, beim Donner!

Nieder mit den Vorrechten! Alle sieben Jahre einmal theilen, Gold und Silber, Land und Gülten. Dann schlag' ich die Hand hier auf's Schloß. Den möcht' ich sehen, der mir's wehren will!" —

Unterdessen war Holdergrith wieder dicht an ihn herangetreten, hob sich auf den Fußspitzen und flüsterte ihm leise in's Ohr: „Was gibst du mir, wenn ich dir schon jetzt dazu verhelfe?" — „Zu was?" frug Ruedi, der den Sinn dieser Worte nicht zu erfassen vermochte. „Zum Schloß Matstetten!" war die Antwort. „Und zu den Matten und Aeckern?" — „Ja!" — „Und zu Wald und Weide?" — „Auch zu dem!" — „Und zur Schloßscheuer dort hinter den Linden!" — „Warum nicht! Und vielleicht gar zum Bäbeli, wenn du dann noch magst." —

Dem Dragonerruedi war's, als ob sich ein Mühlrad in seinem Kopfe drehe. Aber die Kräuterfrau fuhr fort: „Kannst jetzt mit mir kommen, in meine Hütte im Wald, wenn d'magst; ich hab' noch einen guten Tropfen daheim, für gute Freunde. Und da will ich dir dann etwas berichten, worüber du Mund und Nase zu schließen vergessen wirst. Wenn du aber einst da drüben im Schlosse sitzest als Herr und Meister, so wirst

du hoffentlich die Holdergrith nicht vergessen, die dir dazu verholfen hat.“ —

Sie ging mit ihrem Kräuterkorb voran in den Wald hinein; der Lump folgte wie im Traume nach.

Bei dem warmen Frühlingswetter hatte der Hausgenosse der Holdergrith, der Hahn, die Ofenstange verlassen und wieder auf der Hausfirst Posto gefaßt, von wo aus er seine Herrin und ihren Begleiter mit einem schmetternden Kikeriki und freudigem Flügelschlag bewillkommte.

Nachdem die alte Frau eine wunderlich geformte Flasche aus dem Schranke hervorgeholt und ihrem Gaste vom Inhalt derselben ein Spitzglas voll eingeschenkt, so setzte sie sich an ihr Spinnrad. Ruedi schlürfte mit sichtbarem Vergnügen an dem dargebotenen Getränk, denn etwas, das so ganz nach seinem Geschmack war, hatte er schon längst nicht mehr über die Lippen gebracht. Es war ächter „Geist“, unverzückert und unverwässert. Er vergaß darob, daß er eigentlich wegen etwas anderem dem Kräuterweibe in seine Waldhütte gefolgt war.

„War Junker Theophil nicht ungefähr in deinem Alter?“ — frug die Greth nach einer Weile. „Fünf Tage Unterschied, hört' ich oft

von der Mutter selig." — „Hast du ihn auch je recht zornig gesehen?" — „Ja freilich", — lachte Ruedi, welcher vom feinen „Geist" in seinem Spitzglas ganz munter und guter Dinge geworden war. „Damals am Markt zu Klotzwyl bei der verunglückten Melkprobe; und gar als der Schloßbauer seinen Schwarzblösch nicht hergeben wollte, wie's doch seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gewesen wäre." — „Und hast du jemals das Wahrzeichen der Herren v. Matstetten am Junker Theophil bemerkt, den rothen Fleck an der Stirn?" —

„Nicht, daß ich wüßte." —

Bei diesen Worten des Müllerruedi war Holdergrith vom Spinnrad aufgestanden und nahm, als der Säufer eben wieder nach dem Glase greifen wollte, ihm dasselbe rasch und unversehens vor der Nase weg. „Hast nun genug von dieser Sorte. Geh', trink am Brunnen, wenn du mehr Durst hast." — Der verlumpte Müller fuhr grimmig auf und streckte seine breite Hand nach dem köstlichen Getränk. Da langte das Kräuterweib behend nach der Wand, wo ein kleiner Spiegel hieng, holte ihn herunter und hielt ihn dem Zornigen vor das Gesicht. „Siehst du nun da an deiner eigenen Stirn den rothen Fleck,

das Familienmal der Matstetten?" — Der Dragonerruedi prallte einen Schritt zurück und starrte dann sprachlos in den vorgehaltenen Spiegel hinein.

Die Alte fuhr fort: „Was würdest du dazu sagen, wenn des dicken Müllers Bube bei Gislikon in's Gras gebissen hätte und der Erbe von Matstetten gesund und frisch hier im Stübchen der Holdergrith stände?" — Das war mehr, als des Dragoners alkoholisirten Geisteskräfte auf einmal zu bezwingen vermochten. Er sank auf die Ofenbank zurück und glotzte mit wässerigen, stieren Blicken die Frau an, deren Worte er zwar gehört, aber nicht begriffen, sondern deren Sinn erst noch dunkel zu ahnen angefangen hatte.

Holdergrith setzte sich wieder an's Spinnrad. „Ich sehe wohl, ich muß Euch das Ding deutlicher zu machen suchen, Junker Rudolf." —

Nun erzählte sie ihm, wie der Junker Oberherr sie einst gebüßt und ihr vor ihrem Brod gewesen. Sie aber habe geschworen sich zu rächen. In einer finstern Nacht habe der Storch unversehens einen Stammhalter in's Schloß gebracht; in der gleichen Nacht sei die Frau Oberherrin gestorben. Diese Gelegenheit hätte die Greth wahrgenommen und an die Stelle des baum=

starken Buben den schwächlichen Wurm der Müllerin in die Wiege im Schloß gelegt. Das sei des Kräuterweibs Rache gewesen.

Der Säufer hatte mit beiden Händen nach dem Kopfe gegriffen, sich zu überzeugen, daß er nicht träume. Jetzt sprang er mit wilder Freude auf. „Kannst's beweisen?“ rief er. „Da happert's“, — erwiederte die Greth. „Es ist kein Zeugniß dafür als meines und der rothe Fleck; aber wenn sich der Junker Oberherr jetzt noch sperrt den vergeldstagten Müller als seinen verlornen Sohn anzuerkennen, so wird er desto reichlicher blechen, damit wir schweigen. Ihr bekommt da einen guten und sichern Zinsmann, Junker Rudolf. Und zuletzt, wenn Ihr mir hübsch folgt und keine unüberlegten Streiche machet, werdet Ihr doch noch Schloßherr von Matstetten werden!“ — —

Seit diesem Tage war der Dragonerruedi wieder in Floribus. In der Pinte zu Matstetten war er wieder der regierende Planet; denn in seinen Taschen klimperten Thaler, wie zu den besten Zeiten und er war nichts weniger als geizig damit. Wußte er ja, daß, wo er diese geholt, deren noch mehr waren.

Sowohl der Junker Oberherr als der Schloß-

bauer waren zwar fest überzeugt, daß der stets betrunkene Lump unter keinen Umständen der Erbe von Matstetten sei; es lag aber dennoch hier ein noch unerschlossenes Räthsel, welches dem alten Aristokraten es wünschbar erscheinen ließ, daß nicht von der Sache geschwatzt werde und wenn es ihn auch schwere Opfer kostete. Was er und der Schloßbauer davon wußten, war wohl verwahrt; nicht einmal seiner Tochter Mathilde hatte er etwas entdeckt. Kein Wunder, daß bald der vergeldstagte Müller, bald das Kräuterweib Abends zwischen Tag und Nacht den Schloßweg hinauf schlichen, beim Junker Oberherrn geheime Audienz zu verlangen, und nie mit leerer Tasche wieder herunter kamen? — Was Wunders aber auch, daß die Leute im Dorf einander allerlei in die Ohren flüsterten, — besonders da der Ruedi selbst, wenn er in der Pinte saß, nicht selten gar sonderbare zweideutige Worte fallen ließ? —

Dieß war der Grund, warum der Schloßbauer seinen Sohn aus dem Treiben der Hauptstadt nach Matstetten berief. Es schien dem Junker Oberherrn kein anderes Mittel übrig, sich vor den stets unverschämter werdenden Erpressungen des Trunkenboldes und einem endlich doch nicht

zu vermeidenden öffentlichen Skandale zu sichern, als der Schutz der Gesetze. Zu diesem Schutze mußte der rechtskundige Fritz Waldmann verhelfen. Nicht, als ob der Bauer beabsichtigt hätte, seinen Sohn von dem in Kenntniß zu setzen, was die Schloßbäurin während des Leichenzugs Junker Theophils gesprochen. Waren dieß ja bloß die Worte einer Irrsinnigen gewesen — sie waren vergraben in seiner Brust. Aber es schien ihm eine Art Lehenspflicht seines Sohnes zu sein, mit den Waffen, in deren Führung er ganz besonders geschickt sein sollte, nämlich mit den Waffen des Gesetzes, seinen Lehensherrn zu schützen.

Fritz folgte, als guter Sohn, sogleich dem ergangenen Ruf und vernahm mit nicht geringem Erstaunen von den Stürmen, welche die stillen Mauern von Matstetten zu durchtoben drohten.

Fünftes Kapitel.

Die weiße Frau.

Es ist Abend. Wir treten ungesehen in das Arbeitskabinet des Junker Oberherrn, welches ein Paar Wachskerzen in schweren silbernen Leuchtern erhellen. An der Wand sehen wir die Wappentafel sämmtlicher ehmals regimentsfähigen und burgerlichen Geschlechter der Stadt Bern, oben das Stadtwappen von zwei aufrechtstehenden mit Schwert und Helebarde bewaffneten und mit roth und schwarzen Schärpen geschmückten Bären gehalten. Nebst dieser Wappentafel, welche den Ehrenplatz an der Wand einnimmt, machen sich noch etwelche Familienportraits bemerklich, stolze strenge Männergesichter entweder im Kriegergewand, oder im schwarzen ernsten Kleide des republikanischen Staatsmanns mit dem Baret, dem Zeichen der Regimentsfähigkeit, der goldenen Kette und vor sich auf einem Tische der roth und schwarze Seckel, darin das Staatssigill einst verwahrt zu werden pflegte, — ein Zeichen, daß der

alte Herr die höchste Würde des Staates, das Schultheißenamt bekleidet hatte. Aber auch das Bildniß einer Frau befand sich da unter den gestrengen Schultheißen uud Vennern, — einer jungen schönen Frau in der Blüthe ihrer Jahre; es war die längst verstorbene Frau Oberherrin, Mathildens und Theophils Mutter. Und neben ihr hing das Bild eines jungen Mannes in der Uniform eines Dragoneroffiziers aus den Zeiten der Gefechte im Grauholz und bei Neueneck; das war der Junker Oberherr selbst, damals keck und stolz in's Leben blickend, jugendfrisch und rothwangig, — jetzt mit kreideweißem Haar und runzelvollem Gesicht, bekümmerten Blickes, die Arme mit den magern weißen Händen hinter dem Rücken gekreuzt, — aber noch immer, wie vor 50 Jahren stolz und gradaufrecht stehend.

So finden wir ihn dann auch hier in seinem Arbeitskabinet, wie er bekümmert aber nicht gebrochen — auf den spiegelblanken Eichendielen auf und abwandelt. Ausser ihm sind noch zwei Männer im Zimmer: — der Schloßbauer, welcher nicht mehr als drei Schritte weit in's Allerheiligste seines Lehensherrn einzudringen wagte und nun dort, wie eingewurzelt steht, — dann Fritz Waldmann, der an des Schloßherrn Schreib-

tisch gelehnt, auf dem allerlei Dokumente und Urkunden herumliegen, aufmerksam auf die Auseinandersetzungen des Junker Oberherrn horcht. —

„Sie sehen, Herr Waldmann“, — schloß der alte Herr nach einer Weile — „daß gar keine Beweise und ebensowenig innere Gründe zur Bekräftigung der abenteuerlichen Behauptungen der Holdergrith vorliegen.“ —

„Eine ganz gewöhnliche und von den Gesetzen mit Strafe bedrohte Erpressung“ — erwiederte Fritz. „Ich begreife nur nicht“ — „Warum wir nicht längst schon den Schutz des Richters angerufen haben, wollen Sie sagen“' — unterbrach der Schloßherr den jungen Advokaten. Deuten Sie mir meinen Stolz nicht falsch, aber es widerstrebte mir vor d i e s e Richter als hülfesuchend zu treten. Und dann, welcher Spott und Hohn, welche Schadenfreude hätten sich über die Familie Matstetten ergossen, wenn wir den Handel vor die Oeffentlichkeit gebracht hätten! Freilich jetzt läßt sich der Skandal nicht mehr vermeiden, — jetzt darf ich mich nicht mehr scheuen bei denen die Gerechtigkeit zu suchen, in deren Hände sie der Rathschluß der Vorsehung gelegt hat.“ — „Und unter welchen vielleicht der Sohn des Leibschneiders und der Bruder des Stallburschen des

gnädigen Junker Oberherrn sich befinden, — ergänzte Fritz im Stillen. Laut aber sagte er: „Der Lärm, das Geschwätz der Leute, der Hohn der Neider und Feinde, welche jedenfalls für die Quacksalberin und den verlumpten Müller Partei ergreifen werden, ist ohne Zweifel unangenehm. Ihre Sache ist aber sonnenklar, und sie können überzeugt sein, mein Herr, daß Sie bei unsern plebeischen Richtern nicht minder Gerechtigkeit finden werden, als Sie vor 50 Jahren bei meinen gnädigen Herrn und Obern gefunden hätten. Ich rathe Ihnen ganz einfach eine Anzeige auf Betrug und Erpressung zu machen. Die List der Holdergrith ist übrigens so plump ersonnen, daß sie auf jeden Fall selbst in ihrem eigenen Netze wird hangen bleiben. Entweder ist ihr Vorgeben ein Mährchen und dann wird sie als Betrügerin bestraft, oder, woran ich nicht glaube, es ist wahr und dann ist Sie dem Gesetze noch viel schwerer verfallen." — Nach einigem Ueberlegen fügte Fritz Waldmann dann aber noch bei. „Es ließe sich vielleicht hierauf gestützt noch ein Versuch wagen, ob man vielleicht das Kräuterweib ohne öffentlichen Skandal, durch die bloße Drohung der Anzeige, zum Schweigen bringen könnte." —

In diesem Augenblick klopfte eine schüchterne

Hand an die Thüre; — daß hier nicht unangemeldet eingetreten werden dürfe, wußte jeder im Schloß. Es war der alte Gärtner und Kammerdiener, der einst in seiner zitternden Person die ganze todesmuthige von der Chanoinesse befehligte Besatzung des bedrohten Platzes vereinigt hatte. „Der Dragonerruedi ist schon wieder da und verlangt Audienz." — „Erst vor acht Tagen hatte ich die Ehre seines Besuches. Und jetzt schon wieder!" — grollte der alte Herr. „Ich bitte Sie, ihn herein treten zu lassen. Wir wollen doch noch einmal versuchen, ob er nicht Vernunft annehmen will," — sagte Fritz.

Der Prätendent des Erbes von Matstetten ließ nicht lange auf sich warten.

Man hätte glauben sollen Ruedi sei zu dieser Tagesstunde kaum mehr im Stande gewesen einen Besuch zu machen. Vor etlichen Monaten oder einem Jahr wäre dieß vielleicht der Fall gewesen; jetzt stand er schon auf einer höhern Stufe der Alkoholisation; niemals ganz nüchtern, war er doch auch niemals ganz betrunken und zu jeder Tagesstunde umgangsfähig mit Ausnahme des frühen Morgens, des Zwischenraums zwischen dem Erwachen und dem ersten Gläschen. Er grüßte vertraulich: „Gott grüß Euch, Papa Oberherr!

Euer hoffnungsvolle geheime Herr Sohn ist einigermaßen ein Lump und hat schon wieder kein Geld. Es thut mir herzlich leid, ich kann aber nichts dafür, sondern der vertrackte Durst. — Laß mich vorbei, Schloßringgi, und beiß mich nicht in's Bein", — wandte er sich dann zu Schloßhans und versuchte ihn im Vorbeigehen bei Seite zu stoßen. Jetzt erst bemerkte er Waldmanns Anwesenheit. „Ah, schau, schau! Der alte Schulkamerad auch vorhanden! Her die Hand! Brauchst dich nicht zu geniren, — bin durchaus nicht stolz. Werde, wenn ich auch einst Herr von Matsteten heiße, doch stetsfort herablassend gegen dich sein."

Es war als ob der Anblick des Trunkenbolds dem alten Herrn sowohl als dem Bauer die Kehle zusammenschnüre. Fritz ergriff deßhalb unaufgefordert das Wort:

„Hört, Ruedi, macht nun einmal mit dieser Komödie ein Ende; schämt Euch Vater und Mutter zu verleugnen, bedankt Euch für die unverdienten Wohlthaten, die Ihr als Unwürdiger in diesem Hause empfangen und trollt Euch von dannen!" — „Ha, pfeiffts aus diesem Loch?" — brannte der verlumpte Müller auf. „Ich merke schon — man hat einen Fürsprech auf die Stör

genommen, um mich abzuführen; aber so leicht geht's nicht mich um mein gutes Recht zu bringen. Wollt ihr vielleicht meine Urkunde sehen? Hier trag ich sie an der Stirne, am selben Fleck, wo Papa Oberherr selber." — In der That brannte ebenjetzt dasselbe bluthrothe Mal auf der Stirne des alten Aristokraten und verrieth die Bewegung, die in seinem Innern herrschte.

„Betrüger!" apostrophirte ihn aber uneingeschüchtert Waldmann. „Darauf steifst du dich also? Dieser rothe Fleck soll dich zum Erben von Matstetten stempeln? — Vor dem Richter wird sich's weisen, ob dieß ein angebornes Muttermal ist, oder das Zeichen der Kugel die dich bei Malters vom Pferd geworfen. —

Diese Replick hatte der Prätendent von Matstetten nicht erwartet. Die Kugel von Malters und ihre zurückgelassene Spur war Ruedis von wegen zu viel genossenem Geist — unklar gewordenem Geiste entfallen gewesen. Das Wort Waldmanns zog ihm plötzlich die feste Leiter, mittelst welcher er das Schloß Matstetten zu erstürmen vermeint hatte, unter den Füßen weg. Er schwieg betroffen. Der alte Herr, welchem der Umstand auf den Fritz anspielte, unbekannt gewesen war, begann freier aufzuathmen. Sein

Advokat fuhr, als er die Wirkung seiner Worte ermessen hatte, mit milderer Stimme fort: „Höre mich Ruedi. Durch eigene Schuld hast du dich zu Grunde gerichtet; es wird dir nicht gelingen durch eine Schlechtigkeit wieder empor zu kommen, — viel eher wirst du zum Zuchthaus gelangen, als zum Schloß Matstetten. Gieb ab, dieweil es noch Zeit ist. Und weil dein Fehler mehr Leichtsinn ist als Bosheit, so wird der Junker Oberherr ein Einsehen thun, — er wird dir von hier, wo doch deines Bleibens nicht mehr ist, forthelfen — nach Amerika, oder wo du sonst hinbegehrst, um es noch einmal mit dem Leben zu probiren." —

Waldmann hatte sich verrechnet. Die Milde verwischte wieder den Eindruck, welchen die erste herbe Apostrophe hervorgebracht hatte. — „Sie möchten dich los werden," — kalkulirte Ruedi — „sie sind also ihrer Sache doch noch nicht ganz sicher." — Zudem, kalkulirte er weiter, sei das Zeugniß des Kräuterweibs ein so triftiger Beweis, als das rothe Stirnmal. Und komme die Holdergrith durch ihr Zeugniß auch in's Raspelhaus, so sei das Ungkück nicht eben so groß.

Er richtete sich wieder steif in die Höhe und glotzte mit seinen gläsernen wässrigen Augen ab-

wechselnd den Junker Oberherrn, den Schloß-
bauer und den Advokaten an. „So leicht geht's
nicht", — sagte er dann. „So leichten Kaufes
bringt ihr mich nicht über den Bach, — den
rechtmäßigen Erben von Matstetten, der für
seine Rechte Beweise und Zeugen hat." — —

Verlassen wir für einen Augenblick die vier
Männer, die im Arbeitskabinet des Junker Ober-
herrn beisammen stehen und öffnen wir leise eine
andere Thüre.

Sie führt in das Zimmer Fräulein Mathil-
dens. Es ist nur matt erhellt, da ein grüner
Schirm die elegante Lampe deckt, welche auf dem
Tische steht. Das breite Fenster steht weit offen
und gewährt dem Hauch des lauen Vorsommer-
abends, dem Duft der blühenden Linden und Re-
ben und dem Gezirpe der Grillen und Cicaden
freien Eingang.

Mathilde hat die Blicke auf ein aufgeschla-
genes Buch geheftet, aber nur zum Schein, denn
sie verfolgt die Zeilen nicht, sondern ist in tiefes
Nachsinnen verloren. Das Buch dient, wenn wir
recht errathen, bloß dazu, die bewegliche Zunge
der Chanoinesse, welche gegenüber sitzt und ein
grobes Strickzeug spielen läßt — die einzige weib-
liche Handarbeit, die sie versteht — in zeitweiser

Ruhe zu halten. Mathilde hat guten Grund zum Nachdenken. Obwohl keine Silbe des Geheimnisses, welches seit dem Begräbnißtag Theophils der Schloßherr und der Schloßbauer unter sich theilen, je über die Lippen eines dieser Ehrenmänner gekommen ist, so konnte doch Mathilden die Zerstreutheit und Sorge, die sich seither des Vaters bemächtigt, nicht entgehen, — auch die vielen geheimen Conferenzen mit dem alten getreuen Pächter nicht und die vielen räthselhaften Besuche des ruinirten Müllers und der Holdergrith, die seit Jahrzehnt:n sonst das Schloß wie Pest gemieden hatten. Mathildens klarer Verstand und Scharfsinn errieth etwas vom Räthsel. Sie wußte zwar wohl, daß ihr Vater es nur auf eine ehrenhafte Weise lösen würde. Aber sie konnte sich nicht erwehren fort und fort daran herumzurathen. Auch sie war seit den letzten Wochen ernster, schweigsamer, zerstreuter als sonst.

Die Chanoinesse jagte, indem sie die langen hölzernen Nadeln spielen ließ, welche einen wollenen Unterrock zu Tage fördern sollten, auf der gleichen Fährte. Auch sie suchte das veränderte Wesen des Schloßherrn, die ungewohnten Besuche auf dem Schloß und nun gar die Anwesenheit

und geheime Audienz Fritz Waldmanns nach ihrer Weise zu deuten. Nur daß die Chanoinesse den geheimen Grund ganz wo anders suchte, als Mathilde, und auch nicht, wie jene, in ihrem tiefsten Innern verschloß, sondern mittelst ihrer stets sprechfertigen Zunge bald möglichst an die Oberfläche zu bringen suchte.

Mathildens Buch vermochte die Sprechlust ihrer Gesellschafterin nicht lange in Fesseln zu halten. „Wer das Leben hat“, — begann sie — „wird noch curiose Dinge sich gestalten sehen. Denken Sie, ich hätte es Ihnen gesagt, Mathilde, wenn es dann einmal losbricht. Ich kenne das, ich weiß wie sich Verschwörungen machen und Revolutionen oder — wenn sie lieber wollen — Restaurationen vorbereiten.“ — Als Mathilde hartnäckig schwieg, fuhr die Chanoinesse nach einer Weile fort: „War ich ja schon auf dem Schlosse als der Stecklikrieg losbrach, — Sie waren freilich damals noch nicht auf der Welt, Mathilde; Sie können also nichts davon wissen. Da war dasselbe Geheimthun, dasselbe Geläufe, dasselbe Erscheinen und Verschwinden räthselhafter Personagen. Und siehe da — eines schönen Morgens war das ganze Land aufgestanden, um die revolutionäre helvetische Regierung mit Stecken

zum Land hinaus zu jagen. Wer weiß, was in den nächsten Wochen oder Tagen geschieht? Unser Ländchen war, während ganz Europa den Grundsätzen der Legitimität huldigte, das Receptakel des Radikalismus und der Revolutionäre; — wer weiß, ob es nicht in den unerforschlichen Rathschlüssen der Vorsehung liegt, jetzt da die Revolution in ganz Europa losgelassen ist, unsere Berge zur Zufluchtsstätte der legitimen Prinzipien und legitimen Herrscher zu machen? — Und was die Waldhexe und **ce bon Rodolphe** betrifft und **votre charmant petit avocat**, so wissen Sie wohl, daß sich der Himmel oft gar sonderbarer Instrumente bedient?" —

Mathilde hatte diesen kühnen Conjecturen nur mit halbem Ohr zugehört; sie wußte wohl, daß sie auf einer richtigeren Spur sich befand, als ihre ehemalige Gouvernante.

Da trat jemand leichten Trittes in das Zimmer, der geeigneter schien Mathilden von ihrem Grübeln und Sinnen abzuziehen als die geschwätzige Chanoinesse, — es war Bäbeli.

„Du machst dich selten", — grüßte das Fräulein mit freundlichem Vorwurf. „Ich glaube du warst die ganze Woche noch mit keinem Schritte im Schloß." — „Ich mußte die Mutter hüten," —

entschuldigte sich Bäbeli. „Sie war so unruhig während den letzten Tagen, daß wir sie keinen Augenblick allein lassen durften. Nun schläft sie, — zum erstenmal wieder seit acht Tagen; — da habe ich den Augenblick benutzt.“ —

Mathilde streckte dem Kinde des Volks die weiße aristokratische Hand und führte es zum offenen Fenster, wo sich die beiden Mädchen zum Einathmen der lauen balsamischen Luft und zum vertraulichen Plaudern niederließen. „Ich muß gestehen“, — fuhr Bäbeli fort, — „daß mir auch die Neugierde keine Ruhe zu Hause ließ. Was geht vor? Was ist los? Was hat der Vater so oft auf's Schloß zu gehen? Warum ist Fritz so plötzlich angekommen und was will wohl der Junker Oberherr von ihm?“ —

„Die kleine Gernase einer gewissen Babette, die ich kenne, hat sich nicht um Staatsgeheimnisse zu bekümmern,“ — rief die Chanoinesse vom Tische herüber.

Mathilde drückte der Freundin die Hand und sagte: „Ich vermag das Räthsel eben so wenig zu lösen als du, — es quält mich nicht minder, als dich.“ — „Es wird doch nicht wahr sein, was man im Dorfe schwatzt,“ — erwiederte Bäbeli leiser. Es schien den Mädchen daran ge-

legen, die Chanoinesse an ihrem Zweigespräch nicht theilnehmen zu lassen; ihr Geplauder ging bald in ein nur ihnen verständliches Flüstern über.

Um diese selbe späte Zeit treffen wir die Holdergrith lauernd am Fuße des Schloßhügels. Sie weiß, daß der Müllerruedi, oder Junker Rudolf, wie sie ihn unter vier Augen zu tituliren nicht ermangelt, oben ist und paßt ihm auf, um seine Beute zu theilen, bevor er Zeit gefunden dieselbe in eine der tropfbaren Flüssigkeiten des Pintenwirths zu verwandeln. Sie darf nicht fürchten von indiskreten Blicken belauscht zu werden, denn die schmale, dem Untergang nahe Mondsichel verbreitet nur ein ganz düsteres Licht. Und lassen sich etwa die Tritte eines verspäteten Wanderers auf der Straße hören, so zieht sie sich in den tiefen Schatten eines Gesträuchs oder Baumes zurück und bleibt ungesehen.

Sie überzählt schmunzelnd im Geiste die Summe, welche ihr der Prätendent von Matstetten schon eingetragen hat und sinnt darüber nach, wie sie diese bequeme Einkommenquelle noch reichlicher könne fließen machen. Ihr Gesicht ist dem Schloßberg zugewendet, damit Junker Rudolf mit den eroberten Thalern ja nicht etwa ungesehen sich drücken könne. Hinter ihr liegt die Dorfkirche

mit dem uralten Holunderbaum auf dem Kirchhof und dem Erbbegräbniß der Familie Matstetten. Die Thurmuhr schlägt in tiefen, lange vibrirenden Tönen die Stunde.

Da zukt wie ein Blitz dem Kräuterweib eine Erinnerung durch den Kopf. Waren es nicht gerade dreißig Jahre, als Holdergrith an derselben Stelle dieselben dumpfen Töne durch die Nacht hallen hörte, — jene Nacht, da das Schloß dort oben einen Erben erhielt und seine Herrin verlor? dieselbe Nacht, da der Schloßhans sie aus ihrer Waldhütte holte? die nämliche Nacht, da sie schwur sich am Junker Oberherrn zu rächen, wie nur ein böses Weib sich rächen kann? — Und stand nicht eben jetzt diese Rache in üppigster Blüthe und trug ihr obendrein eine reiche Erndte silberner Früchte ein!

Da ist's, als ob etwas hinter ihr leise rausche. Sie schaut zurück. Ein Schrei des Entsetzens entfährt ihr, — sie sieht eine weiße Geistergestalt vom Kirchhof her auf sie zukommen. Der erste Schreck lähmt ihre Glieder. Aber das Gespenst kommt immer näher, — noch ein Paar Schritte und es hat sie erreicht. Sie nimmt alle ihre Kräfte zusammen, und versucht zu fliehen; kein anderer Weg steht ihr offen als der Weg nach

dem Schlosse; unter lautem Hülferuf läuft sie in dieser Richtung davon, hinter ihr her die Geistergestalt; das äußere Schloßthor ist noch nicht verriegelt; sie stürzt hinein, quer durch den Hof, die Freitreppe hinauf; auch dort ist die Thür noch offen, da noch fremder Besuch im Schlosse ist. Unter gellendem Angstgeschrei stürzt sie, da ihre Kräfte nicht weiter reichen, auf den sandsteinernen Fliesen der Vorhalle zusammen.

Der Hülferuf des Kräuterweibes brachte das ganze Schloß in Alarm. Von der einen Seite her kam der Schloßherr herbei, nebst dem Schloßhans und Fritz, der den schweren zweiarmigen Leuchter trug, und auch der Müllerruedi; von der andern Fräulein Mathilde, *Bäbeli* und die Chanoinesse.

Holdergrith sah sich scheu im Kreise um, der sie umgab. „Ich will alles bekennen", wimmerte sie dann — laßt nur jenes Weiße nicht herein. Ich will euch sagen, wer der wahre Erbe von Matstetten ist. Dieser da ist's!" Und wies mit der knochendürren Hand auf Fritz Waldmann.

Sechstes Kapitel.

Die Geschichte der Schloßbäurin.

Es wäre schwer zu entscheiden, wer sich bei der unerwarteten Enthüllung, womit das letzte Kapitel schloß, stärker betroffen gefühlt hatte, ob der, den sie zunächst anging, ob der in seinen stolzen Hoffnungen betrogene Dragonerruedi, ob die Chanoninesse oder des Schloßbauern Bäbeli. Bei dem letztern war die Wirkung ganz eigenthümlicher Art. Es hätte, als das Wort des Kräuterweibes sein Ohr berührte und wie ein galvanischer Schlag seinen ganzen Leib durchzuckte, laut aufjauchzen mögen vor innerlichem Jubel. Freilich mußte dieser plötzliche — dem Mädchen selbst unerklärliche — Freudeneffekt bald genug einer tiefen Traurigkeit weichen, wohl begründet durch den Verlust eines Bruders, der zugleich das Ideal seines Herzens war.

Wer am wenigsten das Kaltblut verloren hatte, das waren der Schloßherr und sein Pächter. Sie sorgten dafür, daß die Holdergrith unter

guter Verwahrung übernacht im Schlosse blieb; denn des andern Morgens in aller Frühe sollte ein Bote zur Herbeirufung der Behörden ausgeschickt werden, deren Aufgabe es dann war, die Aussagen des Weibels zu konstatiren. Auch Fritz durfte das Schloß nicht mehr verlassen; der Junker Oberherr ließ ihm Theophil's Zimmer einräumen.

Als Bäbeli und ihr Vater schweigsam nebeneinander zur Schloßscheuer hinuntergingen, fanden sie etwas Weißes auf der Schwelle liegen. Mit Schrecken erkannten sie die Schloßbäurin in ihren Nachtkleidern und der Bauer glaubte die Leiche seiner Frau hinein zu tragen. Aber ihre Pulse schlugen noch und ihre Augen öffneten sich wieder.

Die Magd, die sie hätte bewachen sollen, war eingeschlafen und so war die Kranke unbemerkt hinausgelangt. Es war aber in dieser verhängnißvollen Nacht auch mit ihr eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Ihr Körper war gebrochen, aber ihr Geist wieder gesund geworden.

Die erste Frage, als sie wieder zu sich selber kam, war nach Fritz. Er sei auf dem Schloß, — war die Antwort des Schloßbauers. Die Holdergrith hätte bekannt, daß er des Junker Oberherrn

Sohn und Erbe sei. Ein Schimmer der Befriedigung verbreitete sich über das Gesicht der Kranken. „So werden sie mir um so eher glauben, wenn ich das Bekenntniß meiner großen Sünde ablege“, sagte sie. Dann verlangte sie nach ihren Kleidern, stand auf und setzte sich in ihren ledernen Lehnstuhl, um den Morgen abzuwarten. „Jetzt sind sie auf im Schloß“, — sagte sie zu ihrem Manne, als die Schwarzwälderuhr auf neun wies. „Jetzt geh' hin, Hans, und bitte den Junker Oberherrn, den Fritz und das Fräulein hinunter zu kommen, das Geständniß anzuhören, das ich ablegen muß, auf daß ich ruhig sterben kann.“ —

Auf dem Schloß war man unterdessen auch nicht müßig gewesen. Schon am frühsten Morgen hatte der Schloßherr eine Gerichtsperson holen lassen und das Verhör der Holdergrith war, als der Pächter erschien, bereits beendet und zu Protokoll genommen.

Bald waren die Familien des Herrn sowohl als des Pächters im niedern Stübchen versammelt, wo die Bäurin so manches Jahr in stummem Trübsinn gelegen, jetzt aber in bündigen Worten und klar an Geist eine verhängnißvolle Geschichte zu erzählen begann.

„Es war“, — fing sie an, — „in jener Nacht,

als unsere liebe Frau Oberherrin droben im Schloß als Leiche auf dem Laden lag. Ich lag zu derselben Zeit hier drunten im Kindbett und in der Wiege neben meinem Bett zwei Buben; denn sie hatten, da das Unglück auf dem Schlosse geschehen war, das Söhnlein der Frau Oberherrin mir zur Pflege herunter gebracht. Der junge Herr vom Schloß war ein großes, starkes Kind, mein Bübchen aber klein und elend und ich glaubte kaum hoffen zu dürfen, daß es am Leben bliebe. In jener Nacht saß die Holdergrith an meinem Bett, die der Hans gerufen hatte mir im Kindbett beizustehen. — Ich lag zwischen Schlaf und Wachen; da blies sie mir leise in's Ohr: „Schad', daß dein Wurm nicht auf's Schloß gehört, wo man ihn in Baumwolle wickeln könnte; muß der einst in Wind und Wetter hinaus, so behälst du ihn nicht lang am Leben, — der ist viel zu schwach." — Wie ein Blitz durchfuhr mich ein sündlicher Gedanke; aber ich schwieg. Die Holdergrith fuhr fort: „und warum sollt' er nicht auf's Schloß und der andere, der's erleiden mag, im Bauernhaus bleiben?" — Das war's eben, was ich auch gedacht hatte, — der schlimme Samen, den mir der böse Feind in's Gemüth gesäet hatte. — „Wer anders

wüßte davon, sprach die Greth weiter, als du und ich?" — Wie Feuer rollte es durch all' meine Adern. Ich sah das bleiche, magere Kind, gepflegt von den geschickten Stadtdoktoren; ich sah es gehegt und gehätschelt und von jedem rauhen Lüftlein verwahrt; — ich sah den Buben stolz einhergehen in schönen Kleidern, wie ein rechter Herrensohn und sah ihn im Geiste herausschauen aus den hohen Fenstern dort oben. Und that ich's nicht, so mußte ja der arme Wurm hier elend vergehen. — Willst du's dann aber auch keiner Seele verrathen? — fragt' ich halb im Fieber. „Wie sollt' ich, antwortete die Greth. Da würde ich mir ja selber den schlimmsten Streich spielen. Nach der nächsten Viertelstunde trug mein blasses, mageres Bübchen das Spitzenhäubchen und lag eingewickelt in den feinen flächsenen Windeln und das handfeste Söhnlein der Frau Oberherrin hatte nun die Kappe von blau gewürfeltem Baumwollenzeug auf dem Köpfchen.

Nicht lange, so trugen sie mein Kind hinauf auf's Schloß und der Junker Oberherr faßte es in die Arme und gab ihm einen Kuß als seinen Stammhalter; und nicht lange, so kamen die Stadtdoktoren gefahren, grad so wie die Holder-

grith es gesagt hatte. Keiner Seele schwante der Betrug. Ich hatte mit hinauf auf's Schloß gemußt als Säugamme.

Als die Kinder getauft wurden, trug meines ein köstliches Häublein und auf seinem Decklein war mit Goldfäden und Perlen das Familienwappen des Hauses Matstetten gestickt; es hatte einen vornehmen Götti und eine schöne geputzte Gotte und erhielt den Namen Theophil. Der rechte Stammhalter des Schlosses hatte aber kein Wappen auf seinem Decklein; sein Götti trug eine Halbleinkutte und einen großen Maien; der größte Putz der Gotte bestand in einem schwarzseidenen Fürtuch und einem *Kränzlein*, d'ran glitzernde versilberte Kügelchen an *feinen* Dräthlein schwankten; und der Herr Pfarrer nannte ihn, nach seinem Götti, Fritz.

„Unter der Pflege der Stadtdoktoren wurde mein Büblein gesund und nahm zu; ich aber nahm ab; denn das Gewissen drückte mich; und hatte keine ruhige, frohe Stunde mehr.

„Ich war längst wieder mit Fritz in die Schloßscheuer hinunter gezogen und lag eines Nachts von Träumen gepeinigt. Da ruft es plötzlich durch die Stille: „Fürio, das Schloß brennt!" — Das Schloß, wo mein Theophil in

seinem Bettchen schlief! — Ein dunkler Rauch, durch welchen hie und da eine rothe Flamme züngelte, erhob sich über einem der Flügel des Schlosses, — gerade über dem, wo das Kinderzimmer sich befand. Ich war aus dem Bett gesprungen, — ich lief im bloßen Hemd den Schloßweg hinauf. Da hör' ich heulen und jammern: „Die Kinder sind verbrannt!" —

„Mir ist's, als ob eine Stimme vom Himmel herab mir in's Ohr rufe: „Kindsmörderin! — wer anders als du selbst hat dein Büblein in's Feuer getragen." — Ich sank hin. In jener Nacht hat mich Gottes Strafe getroffen." — —

Die Bäurin schwieg. Alles blieb stumm. Der Schloßbauer hatte sein Gesicht mit beiden Händen bedeckt; der alte Herr war in den Anblick seines neugefundenen Sohnes versunken, in dessen Hand Fräulein Mathilde die ihrige gelegt hatte. Bäbeli saß blaß und still wie ein Marmorbild.

Die Bäurin fuhr nach einer Weile fort: „Jetzt mag mich auch der irdische Richter für mein Verbrechen strafen; ich bin bereit." —

Fritz stand auf und küßte die kranke Bäurin auf die Stirn: „Ihr habt genug gebüßt, Mutter! Ueber das, was ihr gethan, ist Gras gewachsen; euer Vergehen ist verjährt und ihr habt keinen

Richter mehr zu fürchten." — „Ich verzeih' dir, Liese" — fügte der Oberherr bei und reichte ihr die Hand. „Und ich dank' euch, daß ihr mir diesen Bruder wieder gegeben habt", — sprach Mathilde. — —

Es war nun also eine durch das gleichlautende Zeugniß der Holdergrith und der Schloßbäurin erhärtete Thatsache, daß Fritz der wahre Erbe und Stammhalter von Matstetten sei. Auch das Wahrzeichen, der rothe Fleck auf der Stirn, fehlte ihm nicht, wenn er zornig ward, woran Fräulein Mathilde, von den frühern Kinderspielen her, sich sehr wohl erinnern konnte.

Für den alten Junker Oberherrn kam die Sache keineswegs wie ein Blitz aus heiterm Himmel; von jenem Tage an, da nach der Beisetzung Theophil's, der Schloßbauer die geheime Audienz bei ihm gehabt, hatte er sich an den Gedanken gewöhnen können. Um so neuer war die Lage für Fritz, der von Allem, was gekommen war, vor vierundzwanzig Stunden noch nicht die leiseste Ahnung gehabt hatte.

Als Vater, Sohn und Tochter mit einander zum Schlosse zurückkehrten, ging Fritz eine Weile schweigend neben dem alten Herrn einher. Dann

sagte er: „Erlauben Sie mir ein freies, offenherziges Wort, mein Vater?“ —

„Ich hoffe fürderhin kein anderes mehr von dir zu hören“, war die Antwort. — „So sehr auch“, — fuhr Fritz fort — „die sonderbaren und verhängnißvollen Ereignisse und Enthüllungen dieser letzten Tage meine äußern Verhältnisse verändert haben, so sehr ich mich auch bestreben werde, Ihnen, mein Vater, ein guter Sohn zu sein, so werde ich doch im Innersten meines Gemüthes, in meinen Ueberzeugungen und Ansichten, der alte Fritz Waldmann, das Kind des Volkes, der Demokrat, der Freischäärler, wenn Sie mich so nennen wollen, sein und bleiben.“ —

„Du bist dreißig und also ein Mann“, — erwiederte der Junker Oberherr. „Ich weiß, daß ein Mann seine Ueberzeugungen nicht wechselt, wie seine Wäsche.“ —

„Ich werde demnach“, — sprach Fritz weiter, — „meine Zwecke, meine politische Laufbahn verfolgen, als wäre nichts geschehen. Ich werde nicht mitten im Strom mich wenden und gegen seinen Lauf zu schwimmen suchen; — ich werde auch nicht, da ich sehe, daß meine Kräfte gegen die demokratische Fluth nichts auszurichten vermögen, mich

auf Schloß Matstetten zurückziehen und schmollend den schäumenden, wirbelnden Strom des Lebens an mir vorbei brausen lassen. Nein! Sondern ich werde mich keck oben halten und unter den Vordersten mitschwimmen." —

Nach einer Pause antwortete der alte Herr: „Du bist der väterlichen Zucht entwachsen; deine Grundsätze stehen fest. Ich will nicht versuchen, dir die meinigen aufzwingen zu wollen. Probire es fürder mit der Schule des Lebens. Früher oder später kommst du doch nach Schloß Matstetten zurück. Vielleicht verstehen wir uns dann besser." — Mathilde ergriff das Wort: „Mich dünkt, ihr versteht euch jetzt schon *im Hauptpunkt*, im Punkt der Ehre." Dann legte sie die Hand des Vaters und des Sohns in einander und jede fühlte einen warmen, kräftigen Druck. —

Kehren wir einen Augenblick in die Schloßscheuer, — in die niedere Stube zurück, wo die Bäurin ihr Geständniß abgelegt hat. Der Schloßbauer war hinausgegangen und dengelte neben der Stallsthür erleichterten Gemüthes seine Sense. Nach seinem Sinn lag die Sache nun im Blei. Dagegen stand Bäbeli noch immer hinter dem Lehnstuhl der Mutter und schaute mit den großen,

braunen Augen nach der Thüre. Es bedünkte das Mädchen, als schaue es durch diese offene Thür, durch welche der Oberherr mit Fritz und Mathilden fortgegangen war, in eine unendlich weite, trostlose Oede hinaus. War ja ihr Liebstes und Höchstes durch diese Thür hinausgegangen, um nicht wieder zu kehren, ihr Fritz, ihr Bruder, der nun für sie tod und begraben war; denn jener, der dort den Schloßweg hinaufging, war nunmehr ein vornehmer, adliger Herr. Was war für ihn fürderhin das arme Bauernkind?

Aber wie wir die aufgehende Sonne zuweilen einen grauen Nebelvorhang allmälig mit einem rosigen Schimmer überhauchen sehen, so goß sich nach und nach über die düstere Oede in Bäbeli's Gemüth ein minder verzweiflungsvoller Ton. — Habe ich ein Recht, schalt es sich, mich zu grämen über das Glück dessen, den ich einst für meinen Bruder hielt? Habe ich nicht hundertmal selber gefunden, daß er viel zu groß sei, für die niederen Stuben der Schloßscheuer, — viel zu gut, unter unsrem Dach zu wohnen und an unsrem Tisch zu essen? Habe ich es ihm nicht tausendmal gewünscht, daß er als Herr von jenen stolzen Fen-

stern herunterschauen möge? — Man soll sich ja freuen, wenn es denen gut geht, die man lieb hat. — —

Eine dunkle Purpurröthe übergoß plötzlich das Gesicht des Mädchens.

Lieb haben! Durfte ihn Bäbeli noch lieb haben, da er nicht mehr ihr Bruder war? Oder hatte es ihn nicht vielmehr schon längst ganz anders lieb gehabt als eine Schwester ihren Bruder? — Aus dem Dunkel der Erinnerung tauchte plötzlich ein Wort wieder auf, welches Fräulein Mathilde schon vor Jahren gesprochen, als einst unter ihnen die Rede von Fritz und jener emanzipirten deutschen Franziska war. „Du ereiferst dich ja, als ob du nicht seine Schwester, sondern sein Schatz wärest“, — hatte Mathilde damals gesagt. Die bloße Erinnerung an diese Worte machte Bäbeli's Herz fast hörbar klopfen. Aber warum sollt' ich ihn nicht lieb haben dürfen ganz heimlich im innersten Gemüth? frug in diesem klopfenden Herzen eine Stimme. Es wurde keine zweite Stimme zum Widerspruche laut. — —

Bäbeli war eine eigenthümliche Natur, fast wie eine Lerche oder Drossel organisirt. Was ihr Gemüth bewegte, mußte sich in Tönen Luft machen. Ganz leise fing sie an:

Hangen und bangen in schwebender Pein,
Leidvoll und freudvoll, gedankenvoll sein — —

Wie oft hatte sie nicht, wenn sie die Mutter hütete, ihre Gefühle in Liedern laut werden lassen; theilnahmslos war die arme Kranke dagelegen. Jetzt aber wendete sie sich um und schaute ihr Kind mit weit geöffneten, erschrockenen Augen an. Dann faltete sie die magern Hände und betete: „Mein lieber Gott, sei barmherzig und laß nicht auch dieses Kind meine große Schuld büßen! Behüte und bewahre es vor allen Irrwegen! Amen.“ —

Siebentes Kapitel.

Der Schmid seines eigenen Glückes.

Sobald die nöthigsten gerichtlichen Formalitäten zur Feststellung des Thatbestands und zur Legitimation des neuen Erben von Matstetten geschehen waren, kehrte Fritz — seinem ausgesprochenen Entschlusse treu, nach der politischen Arena zurück. —

In dem mitteleuropäischen Gebirgsland, welches der Schauplatz unsrer nun bald zu Ende gehenden Erzählung ist, hatte unterdessen die Sommersonne, die von einem klaren ruhigen Himmel herniederschaute, während ringsherum Gewitter tobten und verheerende Stürme brausten, eine köstliche Frucht zur Reife gebracht. Der neue Reif, welcher die zweiundzwanzig Stäbe, die erst noch auseinander zu fallen gedroht hatten, fester als je zusammenbinden sollte, war geschmiedet.

Es Allen recht zu machen ist bekanntlich das schwierigste Kunststück unter der Sonne; auch denen, welche für das mitteleuropäische Gebirgs-

land eine neue Bundesverfassung entworfen — und sie gehörten doch zu den Wägsten und Besten — gelang es nicht. Die lose am Zweige hangende Frucht, die ihnen so appetitlich erschien, nannten Andere noch sauer und unreif! Man solle sie doch ja nicht herunterschütteln. Die Dritten behaupteten sie sei überreif und faul. — Die ersteren machten wenig Lärm, — es waren jene, welche im Alten sich verbissen hatten, aber eingeschüchtert schienen durch den eben erst beendeten Bürgerkrieg und das europäische Hochgewitter. Um so lauter schrien die letztern, welche in der größten Angst zu schweben schienen, das Land zwischen den Bergen werde, wenn es nicht ein Uebriges thue von allen andern Völkern des alten Europa an Fortschritt und Freisinnigkeit auf breitester demokratischer Basis übertroffen werden, künftighin nur noch zum abscheulichen Exempel als altmodische rococo-Republik dastehen — mitten zwischen den im Werden begriffenen italienischen, französischen und deutschen sozialdemokratischen Freistaaten. —

Es war ein eigenthümliches Gefühl, welches Fritz — jetzt von Matstetten — überlief, als er, derselbe und doch ein ganz anderer als vor ein Paar Tagen, durch die Gassen der Hauptstadt

schritt. Er mußte sich innerlich zurufen: „Was macht der Name zur Sache? Ob nun die kleine einfältige Partikel vor meinem Namen stehe oder nicht, was hat es zu sagen? Wie meine Wiege ja trotz alledem in dem niedern Bauernhause stand, so bleibe ich nach wie vor ein Sohn des Volkes, ich halte fest an meiner Ueberzeugung und mein Ziel bleibt das alte.

Es war schon ziemlich spät am Abend, als er dem Postwagen entstieg. Er wandte seine Schritte nicht nach seiner öden Junggesellenwohnung, sondern nach dem „Leist", dem politischen Klubb. Es war die Zeit der Vorversammlungen, der Vorberathungen unter Vertrauten und Eingeweihten zwischen vier verschwiegenen Wänden. Im „Leist", das wußte er, wurde über Annahme oder Verwerfung der neuen Bundesverfassung diskutirt. Sollte er stumm bleiben, wo es sich um die brennendste der Fragen handelte, die ihm während seiner kurzen aber bewegten politischen Laufbahn vorgekommen waren? Nimmermehr! Er hätte sichs zur Sünde angerechnet.

Fritz hatte sich nicht geirrt. Das Klubbzimmer war gedrängt voll, — eine lebhafte Diskussion im Gang.

„Wer eine Halbheit will", — rief ein beredter

Wortführer über den Tisch weg, der stimme zum Machwerk dieser Herren. Ich schreibe „nein.“ Ich verwerfe! — Ist einmal das alte Haus abgebrochen, warum im neuen Plan die nämlichen Treppchen und Eckchen und Winkelchen wieder anbringen, die uns so oft genierten? Warum den Kantonen, diesen feudalen Mumien, ein neues Scheinleben einblasen wollen? — Warum eine Tagsatzung wieder herauf beschwören aus dem Grab und den frischen jungen Rath der Nation an das längst begrabene Gespenst schmieden wollen, das jede freie Bewegung, jeden kühnen Aufschwung in unsrem politischen Volksleben hemmen wird? Ich rufe noch einmal, wir wollen verwerfen!“

Diese Rede wurde mit einem lauten Bravo begrüßt. Ein andrer ergriff das Wort. Es war kein gebornes Landeskind, das merkte man ihm an dem ch an, den er mit mühseliger Anstrengung tief aus dem Gaumen hervorzuholen bemüht war. Er sprach vom Morgenroth der Völkerfreiheit, von der allgemeinen Republik, deren Kern das Land zwischen den Bergen zu werden trachten solle. Nehme man aber das neue Grundgesetz an, so werde man zum Gespötte des ganzen emanzipirten Europa werden, das übernacht in

der Freiheit und den liberalen Institutionen hundert Stunden weiter gekommen sei, als das mitteleuropäische Bergland in 500 Jahren.

Nun klopfte Fritz von Matstetten an sein Glas, daß es durch das ganze Zimmer klirrte.

Er nahm mit warmen Worten die Nationalität in Schutz. „Fern sei es", sagte er, daß unser Vaterland aufgehe in jenen neugebackenen großen Republiken, deren Teig übrigens noch lange nicht geknetet ist." Auch ihm sei der neue Bund noch lange kein Ideal; aber Rom sei nicht in einem Tage gebaut worden. Erst müsse der Baum Blätter treiben und dann Blüthen und erst zuletzt käme die süße Frucht. Eben weil jetzt draußen Alles so hastig nach der idealen Musterrepublik jage, möchte er mißtrauisch sein und vorsichtig im Vorwärtsschreiten. „Nur keine Kosmopoliten wollen wir sein, sondern uns immer enger anschließen an's Vaterland, an's liebe Mütterchen. Nur so blüht uns das Heil. Ich stimme „Ja" und hätte ich hundert Hände ich würde sie sämmtlich erheben!"

Fritz hatte in diesen Räumen schon oft weniger warm, weniger zum Herzen geredet, und seine Worte waren mit lautem Beifall aufgenommen worden.

Jetzt — blieb Alles stumm!

Sogar seine Nachbaren am Tische hatten sich bis auf eine gewisse Entfernung sachte von ihm zurückgezogen. Erstaunt schaute er sich im Kreise um.

Da erhob sich nach einer peinlichen Pause in einem Winkel eine Stimme: „Dem Junker geht nun freilich der Fortschritt zu schnell", — rief sie spottend. Auf Fritzens Stirne wurde das Mal der Matstetten sichtbar. Er entgegnete: „Ihr werdet doch nicht glauben Freunde, daß ich mit dem Namen auch meine Grundsätze und Ueberzeugungen gewechselt habe?" —

Alles schwieg wieder.

Fritz sprang ungeduldig auf: „Wer etwas wieder mich hat, der stelle sich und klage mich an!"

Noch immer allgemeine peinliche Stille. Fritz fühlte sein Blut vor Zorn in den Adern kochen. Endlich ergriff einer der näheren Bekannten Waldmanns das Wort: „Es ist möglich", sagte er, „daß Ihre frühern politischen Freunde Ihnen Unrecht thun, Herr von Matstetten. Sie können sich eben nicht in den Gedanken hineinfinden, daß Einer Ihres Stammes und Namens es mit der Demokratie ernst und ehrlich meine. Es liegt nicht im junkerlichen Blute." —

Aufbrennend wollte Fritz antworten. Aber die allgemeine Diskussion war, als hätte man es verabredet, aufgegeben worden. Die Gesellschaft löste sich in kleine Gruppen auf, wo man sich leise in die Ohren flüsterte. Der Junker von Matstetten saß allein. Und wo er sich hinwandte, da verstummten die halblaut gesprochenen Worte, da bildete sich eine leere Öde.

Hier in demselben Raume, unter denselben Leuten, wo er als Fritz Waldmann das große Wort geführt hatte, war er nun — als Junker von Matstetten — zum politischen Paria geworden, dessen Nähe und Berührung jedermann floh.

Es blieb ihm nichts übrig, als seinen Schoppen zu bezahlen, den Hut zu ergreifen und zu gehen. —

Die Nacht, die nun folgte konnte unser Held keineswegs zu seinen ruhigen rechnen. Im Bivuak von Schüpfheim und selbst im Walde bei Malters, wo er mit dem laurachischen Schützenfourier unter demselben Reitermantel geruht, hatte er viel besser geschlafen. Zorn und Mißbehagen hielten ihn wach, eine wilde Gedankenjagd flog durch sein Gehirn. Sollte er, so nah am Ziele seines Ehrgeizes, sich von seiner Partei ver-

läugnet und verstoßen sehen, eines Namens eines leeren Schalles wegen? Sollte er ihn von sich werfen, diesen Namen, den er nicht gesucht, diesen Adel, der sich ihm aufgedrungen, und den alten Herren mit dem ehrwürdigen weißen Lockenhaar einsam sterben lassen und ohne Erben? Oder sollte er sich gleich seinen neuen Vettern schmollend zurückziehen auf sein Schloß? —

Als der Morgen zu grauen begann, da brachte der werdende Tag Klarheit in seine Gedanken und einen Entschluß.

Was sollte ihm die Partei, eine Partei die nun, nachdem der Sieg errungen, doch keine größere Bedeutung mehr hatte, als ein Feldgeschrei nach geschlagener Schlacht? An's Volk, wollte er sich halten, — ans Volk, das ihn kenne und wohl nicht so bald vergessen haben werde.— Das Volk, das ihn schon einmal gewählt, sollte entscheiden, ob Fritz von Matstetten minder würdig sei im Nationalparlament seine Interessen zu verfechten, als Fritz Waldmann im Großen-Rathe. An die alte Garde, an deren Spitze er von Schüpfheim bis Kriens marschirt war, wollte er appelliren.

Bis zu den Tagen der Entscheidung beschloß

er sich in sein Geschäft, wie die Schnecke in ihr Schneckenhaus, zurückzuziehen. Aber auch hier wurden für ihn die Nachtheile seiner plötzlichen Standeserhöhung fühlbar. Die Bauern, die sonst mit dem Sohn des Schloßbauern über ihre Rechtsgeschäfte diskurirt hatten, als wie mit ihres gleichen, die scheuten sich nun vor dem Herrn Baron. Bei den urchigen Radikalen war der Junker Fürsprech, wie Fritz spottend von ihnen genannt wurde, ohnedieß seit jenem Klubbabend im Bann. Am allerwenigsten mochten seine neuen Standesgenossen, die schmollenden Patrizier, von dem Parvenü wissen, der als Bauernbube aufgewachsen, eine Notabilität unter den „radikalen Schreiern" und gar Freischäärler gewesen war.

So kam es, daß er einen seiner Schreiber nach dem andern abdanken konnte und dennoch nicht selten unbeschäftigt in seiner Schreibstube saß, wo ihm niemand als die beiden Bären, die, da sie keine Aktenstöße mehr zu beschweren hatten, nun bedenklich vom Ofen herunter schauten, stumme Gesellschaft leisteten. In einem solchen Augenblick unfreiwilliger Musse war es, da unser Held das Blatt zur Hand nahm, welches der Zeitungsträger eben erst gebracht hatte. Es war die Zeitung, zu deren fleißigsten Mitarbeitern er einst gehört

hatte, das Organ, durch welches er hundertmal zum Volke gesprochen und mittelst dem er seinen guten Theil zu den politischen Bewegungen beigetragen, welche die letzten Jahre her sein Vaterland geschaukelt hatten gleich einer hohlgehenden See. Nun schrieb Fritz keine Zeitungsartikel mehr; hätte er es auch gethan, die Redaktion würde sie kaum angenommen, sondern dem Junker wieder zurück geschickt haben. Zerstreut streiften seine Blicke über die Spalten. Da zog ein Name seine Aufmerksamkeit auf sich; es war die Unterschrift Schwalbes, des Cikorien-Demagogen, welcher in einem schwungvollen Aufruf seine in der Schweiz wohnenden Landsleute, so wie nicht minder das hochherzige Schweizervolk selbst, zur Zeichnung von Beiträgen für — die deutsche Flotte einlud.

Fritz konnte sich dabei eines Lächelns nicht erwehren über das neue Subsistenzmittel, auf welches sein ehmaliger Schützling und dann Nebenbuhler verfallen war; unwillkührlich fiel ihm dabei das wohlfeile Wortspiel vom flotten Deutschen ein.

Da entdeckte er ein Paar Zeilen weiter unten seinen eigenen Namen. Plötzlich erschien auf seiner Stirne der bekannte Fleck; eine Minute später hatte er das Zeitungsblatt zerknittert und in einen

Winkel geworfen und ging aufgeregt neben seinem Pulte auf und nieder.

Was war's wohl, was ihn in solchen wilden Zorn gejagt hatte?

Nichts mehr und nichts minder, als ein offener Brief an die Adresse des Herrn Barons Friedrich von Matstetten, worin derselbe im Namen seiner Wähler aufgefordert wurde sein Mandat als Mitglied des Großen-Rathes niederzulegen, in Betracht das souveraine Volk dem Sohn des Volks und nicht dem Junker zur Zeit seine Stimmen gegeben habe. Nicht der Herr von Matstetten sondern der Fürsprech Waldmann sei gewählt worden; da es nun keinen Fürsprech Waldmann mehr gebe, so habe das Volk das Recht zu verlangen, daß ihm die Möglichkeit einer neuen Wahl nicht vorenthalten werde. Es werde sich ja dann zeigen, woran man übrigens zu zweifeln Grund habe, ob dem Junker dasselbe Vertrauen werde geschenkt werden, welches dem Bauernsohn geworden sei. Diesem offenen Briefe waren die Unterschriften der einflußreichsten Tonangeber des Wahlbezirkes beigedruckt. — —

Und Fritz hatte an das Volk appelliren wollen, — hatte noch immer auf dessen unentwegtes Ver-

trauen und auf einen Sitz im künftigen National-parlamente gezählt! — —

„Fort mit diesem Unglücksnamen!" rief er in seinem Zorne. „Fort mit diesem Junkerthum, das sich mir aufgedrungen, und welches mir meine Freunde entfremdet, mein Geschäft ruinirt und meine Laufbahn verdorben hat! Ich reiße den Adelsflitter, den sie mir umgehängt, ab und will wieder sein, was ich war, — Fritz Waldmann, der sein Glück sich selber schmiedet.

Achtes Kapitel

Schluß.

Und dennoch treffen wir unsern Helden nach ein Paar Wochen auf dem Schlosse Matstetten wieder. Das Geschick ist eben ein stärkerer Schmid, als das schwache Menschenkind und was es mit seinem gewaltigen Hammer zusammengenietet hat, das sprengt der Mensch so leicht nicht wieder.

Fritz, der sich vermessen hatte der Schmid seines eigenen Glückes zu sein, schmiedete es nun einmal in seiner Laune an den Namen Matstetten fest. Als er seinen frühern politischen Freunden seine Absicht kund that, den neugewonnenen Namen und was damit zusammenhing wieder von sich zu werfen, lachten sie ihn aus. Sie ließen sich nicht fangen, sagten sie. Waldmann sei ein viel zu guter Advokat um dem Junker von Matstetten eine Erbsentschlagung anzurathen. — Da er dann vor den alten Herrn Vater trat, ihm zu sagen: ich will Euer Sohn nicht sein, — und in dessen ernstes Antlitz schaute, fiel es plötzlich

wie Schuppen von seinen Augen. Es wurde ihm klar, daß Pflicht und Ehre etwas ganz anderes von ihm forderten, als was er eben vor hatte, nämlich die Kraft das nun einmal auferlegte Schicksal zu tragen.

So kam es, daß Fritz von Matstetten statt seines Namens seine Schreibstube aufgab und, — schneller selbst als es der Junker Oberherr prophezeit hatte, nach dem Schlosse seiner Väter zurückkehrte. — —

Im Schloßgarten blühten die farbigen Georginen. Durch die Stille des Abends hörte man hie und da einen reifen Apfel oder eine saftstrotzende Birne von einem der Piramiden-Bäume, welche die Gartenwege einfaßten, zur Erde fallen. Ueber den waldigen Hügelrücken, welcher im Osten den Horizont begränzte, stieg der Mond.

Auf der Schloßterasse, nach welcher vom Saal eine breite Freitreppe führte, spazirten Vater und Sohn, in ein ernstes Gespräch vertieft, hin und her, während Mathilde auf einer Bank zwischen blühenden Pelargonien, Fuchsien und Verbenen saß, die von surrenden Dämmerungsfaltern umschwärmt wurden, und — scheinbar in den Anblick des aufgehenden Mondes vertieft — dem

Gespräche der auf- und abwandelnden Männer mit Aufmerksamkeit folgte.

„Ich kann meine Rechnung mit der Welt abschließen", — sagte der Vater. „Meine Zeit ist vorbei. So sehr sich auch mein Gemüth dagegen sträubt, — mein Verstand sieht es klar: ein patriarchalisches Regiment ist weder im Staat noch in der Familie mehr möglich. Emanzipation ist heutzutag die Losung, — Emanzipation der Kinder von den Eltern, der Völker von den Regenten. Neue Kräfte walten, — Kopfzahl, Assoziation, Kapital, Dampf; was früher die Welt zusammenhielt, Autorität, Unterordnung, Pietät, — was weiß das neue Geschlecht hievon? Die Ehre, unser höchstes Gesetz" — „Die gilt noch", — unterbrach Fritz den alten Herrn. „Ich weiß es, Du hast mir's bewiesen", — erwiederte der Vater. „Aber was wir Alten Standesehre nannten, — „Das nennen wir Jungen nun Männerehre" — versetzte der Sohn. „Ihr habt Recht, Vater," — fuhr er dann fort. „Mit dem patriarchalischen Regiment geht's nicht mehr in der Welt, — entweder Volksherrschaft oder Soldatenherrschaft."

„Ich hielte es mit letzterer," warf der Vater ein. Da ist doch Ordnung. — „Und ich mit ersterer, denn da ist Freiheit. Und endlich, —

währt auch der Kampf noch so lang, — muß doch die Freiheit siegen. Wir aber, die Träger der Namen der frühern Herrscher, stehen da gleich den zerbröckelnden Mauern unsrer Schlösser, umrauscht und unterwühlt von den schäumenden Wogen der Demokratie, — stehen gelassene Zeugen entschwundener Zeiten.“ —

„Nicht du, mein Sohn, nur ich,“ — entgegnete der Vater. „Ich müßte mit Blindheit geschlagen sein, wollte ich in deinem Schicksal die waltende Hand der Vorsehung verkennen. Durch dich wird das alte Geschlecht der Matstetten wieder in's Volk zurückkehren, aus dem es — vor Jahrhunderten — herausgestiegen war“ — „Das Volk stößt den Junker aus“, — warf Fritz bitter lachend ein.

„Warte ab“, — sagte der Vater. — —

Der Mond war unterdessen schon ein gutes Stück weit über den dunklen Waldrand emporgestiegen, — die abendlichen Schatten waren dunkler geworden. Da erschien plötzlich im Norden, wo der Jura eine seiner höchsten Spitzen erhebt, ein feuriger Punkt; dann noch einer; bald ein dritter und vierter. Aber auch im Osten, vom Rigi und von des Pilatus zackigen Gipfeln herunter, flackerte es auf; nicht minder im Süden,

auf den Vorbergen der Berneralpen, dem Napf, dem Hohgant und auf der phantastisch ausgeschnittenen Stockhornkette. Zugleich rollte ein dumpfes Brummen durch die stille Abendluft, fast als wär' es dumpfer Donner, der in den Klüften der fernen Berge sein Echo finde.

„Was ist das?" — frug Mathilde aufspringend. —

Fritz war stumm geworden. Er lauschte dem fernen Donner, der wohl von keinem Gewitter herrührte, da nirgends am Himmel ein Wölkchen sichtbar war; — er spähte nach den Flammenzeichen die auf allen Bergen loderten.

„Ist nicht heute der zwölfte September?"

Sein Herz klopfte höher, seine Augen strahlten durch die abendliche Dämmerung. In freudiger Erregung faßte er die Hände des alten Herrn und der Schwester, die herzugetreten war.

„Das ist die Feier des Vorabends einer neuen, bessern Zeit. Das Schweizervolk hat sein neues Grundgesetz angenommen. Diesem zu Ehren leuchten die Freudenfeuer durch das ganze Land und donnern die Freudenschüsse von den Höhen!"

Aber plötzlich ließ er die beiden erfaßten Hände los.

„Und ich stehe, während das Volk seinen Ehren-

tag feiert, beiseits, — verstoßen wegen Sünden die ich nicht verschuldet, verleugnet weil meine Väter einst das Volk verleugneten." — „Ich will dich nicht hindern wieder hinunter zu steigen in's Volk", — versetzte der Vater. „War ich ja längst gefaßt, als der letzte der Matstetten in die Gruft zu steigen." —

Jetzt scholl aus der Ferne eine klare Glockenstimme zur Schloßterasse herauf, — ein verhallender einfacher Volksgesang; die Worte waren nicht mehr verständlich, aber die Melodie ließ sie errathen:

„Keine Kohle, kein Feuer, die brennen so heiß,
„Als heimliche Liebe von der Niemand nichts weiß" —
vibrirte es durch die stille, weiche, duftige Nacht.

Mathilde faßte von neuem die Hand des Bruders und drückte sie leise. „Laß unsre unfruchtbaren einsamen Höhen, — kehre in's Volk zurück! Könntest du der lockenden Stimme wiederstehen, die dir dort unten ruft?" —

Diese Frage traf wie ein elektrischer Schlag. Wars ja Bäbeli, welches drunten bei der Schloßscheuer sang.

Ein plötzlicher Entschluß, gleichsam eine Eingebung, erfüllte in diesem Augenblick den mit seinem Schicksal in Zwiespalt liegenden Erben von Mat-

stetten. Er ging stumm den Fußweg zur Schloß-scheuer hinunter.

Der Schloßbauer, der nun Wittwer war, — man hatte die Bäurin schon vor Wochen zu Grabe getragen, da ihr Erwachen aus dem langen Irr-wahn eben nichts anderes als ein letztes Auf-flackern, eine Aenderung vor dem Tode gewesen — saß draußen auf der Bank; neben ihm Bäbeli in schwarzer Trauerschürze.

Als der Alte den späten Besuch gewahrte, stand er respektvoll auf, — war ja nun Fritz der Erbe und Stammhalter von Matstetten. Aber dieser drückte ihn mit sanfter Gewalt wieder auf die Bank hinunter und setzte sich dann neben ihn.

„Hört einmal, Vater", begann er, „ich habe Euch als Bube manchen Verdruß bereitet, weil ich kein Bauer werden wollte. Jetzt will ich es wieder gut machen. Ich komme zu fragen, ob Ihr mich in die Lehre nehmen wollt, damit ich in meinen alten Tagen nachholen kann, was ich in der Jugend versäumte." —

Der alte Bauer schüttelte den Kopf. Der Junker solle entschuldigen, wenn er heut Abend nicht recht zum Späßemachen aufgelegt sei. — „Ich erlaube mir keinen Spaß mit Euch, Vater," entgegnete Fritz. Es ist mein Ernst. Ich will zwar

nicht dreschen und mähen und melken lernen, — dafür bin ich freilich zu alt; aber so viel müßt Ihr mir beibringen, daß ich dereinst Euer Nachfolger werden kann; denn an des Schloßhansſen Platz darf kein Fremder treten." —

Ein Lächeln innerlicher Befriedigung durchzuckte einen Augenblick die verwitterten Züge des alten Bauern. Fritz fuhr fort: „Morgen in aller Frühe bin ich bei Euch, da wollen wir ein Rundgang über die Schloßgüter machen; da müßt Ihr mir dann zeigen, wo die Wintersaat hin muß und warum, — wo des Wassers zu wenig und — wo zu viel, — wo der Klee gedeiht und wohin Ihr den Lewat gesäet habt. Ich verspreche Euch ein aufmerksamer und gelehriger Schüler zu sein." Stand auf, schüttelte dem Schloßhans die Hand, flüsterte dann dem Bäbeli ein heimliches Wort ins Ohr und kehrte nach dem Schloß zurück, um noch Stunden lang den auf allen Bergen flackernden Flammenzeichen zuzuschauen.

Erst nach Mitternacht verglimmte das letzte.

„Schließe nun dein Geschäft, Meister Putsch, — und heiße deine Gesellen die Werkstätte räumen", — rief Fritz von Matstetten in die stille mondbeglänzte Nacht hinaus. — —

Zehn Jahre sind seit jenem Abend verflossen. Der Junker Oberherr mit dem schneeweißen Haar und den feinen magern Händen ruht in der Familiengruft bei seinen Vätern; — sie hat nur noch für e i n e n Sarg Raum.

Fritz ist nun Herr von Matstetten. — Frau von Matstetten ist — Bäbeli. Wiewohl sie das Jüpplein, das weiße Vorhemdchen über dem schwarzen Sammtmieder und die silbernen Göllerketten nicht mehr trägt, so ist sie deßhalb doch nicht minder hübsch und frisch; — und wenn schon ein Paar Buben und Mädchen an ihrem seidenen Schürzchen hangen, ist sie doch noch immer die fröhliche Lerche.

Mathilde nennt sich Tante Sparhafen. Sie ist mehr, — sie ist die Mutter, die längst verstorbene. Als Fritz und Bäbeli ein Paar wurden, sagte sie zum Bruder: „ich habe Dir sie erzogen," — und zu Bäbeli: „mach' mir Ehre!" — Sie hat den letzten Platz in der Familiengruft belegt. Fritz könne sich dann meinetwegen draußen auf dem Kirchhof begraben lassen.

Der Chanoinesse war es, seit den Enthüllungen der Holdergrith, nicht mehr heimlich im Schloß. Noch vor dem Tode des alten Herrn verschaffte ihr ihr Gönner, der emeritirte Diplomate eine

Stelle als wirkliche residirende Stiftsdame in einem der benachbarten Staaten. —

Der Schloßbauer ist noch am Leben, aber obwohl Schwiegervater, nicht im Schloß, sondern brunten in der Schloßscheune. An seinem Schüler in der Landwirthschaft erlebte er wenig Freude. An Eifer zwar fehlte es jenem nicht; und Verstand mußte ihm Schloßhans auch zugestehen; aber da hätten neue Pflüge, Säe- und Dreschmaschinen hergeschafft, — mit Guano gedüngt und drainirt, — neue Culturen versucht, — ich glaube gar Mais und Taback angebaut werden sollen. Das waren aber so viele Dornen, die der Schüler dem Meister in's Fleisch stieß. Da kam schließlich ein Vergleich zu Stande. Schloßhans sollte die längst der Cultur gewonnenen Felder und Matten nach althergebrachter Weise bebauen; dagegen behielt sich Fritz ein großes Moor vor, das bis dahin nur etwelche schlechte Streu geliefert hatte. Hier schaltete und waltete, entwässerte und drainirte er nun nach Herzenslust; und der Schloßbauer sah zu seiner großen Verwunderung, daß schon nach wenigen Jahren Waizen gemäht und Kartoffeln gegraben wurden, wo bisher nur Schilfrohr gewachsen war. — —

Da geschah es, daß ein mächtiger äußerer

Feind die mitteleuropäische Alpenrepublik bedrohte. Aber das Volk stand auf und machte sich wehrhaft. Fritz von Matstetten hatte zur Zeit seine Entlassung als Hauptmann verlangt und erhalten; nun trat er als Gemeiner in ein Landwehrbataillon. —

Es kam nicht zum Kampf. Aber die Tage der Gefahr waren zum großen allgemeinen Versöhnungsfeste geworden. An der bedrohten Grenze, am winterlichen Beiwachtfeuer hatte Fritz seine alten Freunde wieder gefunden. Sie hatten sich die Hände geschüttelt. Der Junker war nicht mehr der Paria im demokratischen Staate.

In diesem selben Jahre fand die Wiederwahl des Nationalparlaments statt. Fritz von Matstetten kam — einer der ersten — aus der Wahlurne hervor. —

